Band 983 • 2,20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

# Die Schamanin

Band 983 • 2,20 DM

Ös 18 / Fr 2,20 / FF 10,00









# Die Schamanin

## John Sinclair Nr. 983

## Teil 1/2

*von Jason Dark*

*erschienen am 13.05.1997*

*Titelbild von Jan Balaz*

Sinclair Crew

# Die Schamanin

**Liebe Leser, vor kurzem sah ich einen Fernsehbericht über einen Menschen, der steif und fest behauptete, seinen Astralleib produzieren zu können, um mit ihm durch die Zeiten zu surfen; über Grenzen hinweg und auf ferne Planeten. Er war auf seinen Reisen auch in der Lage, erotische Erfahrungen zu sammeln. Mich hat der Beitrag zu dem vorliegenden Roman inspiriert. Viel Spaß damit!**

»Ich habe Sie gewarnt, Conolly, und ich warne Sie noch einmal. Diese Imelda ist nicht nur ein Phänomen, sie ist auch gefährlich. Die kann Sie fertigmachen, zerquetschen wie eine Fliege. Verstehen Sie?«

Bill nickte. Er verdrehte dabei die Augen. Das Lamentieren kannte er.

»Sonst noch was?«

Ortiz, der Mann mit dem Sichelbart und der fettigen Haut, trat näher.

»Sie ist auch tödlich, wenn man ihr falsch kommt.«

»Sie wiederholen sich, Ortiz.« Conolly trat zurück. Er konnte den Schweißgeruch seines Gegenübers nicht länger ertragen.

Der Dschungel glich einer Sauna. Zwar lag das Gelände in der Nähe einer Stadt, aber die schien sich aufgelöst zu haben. Natur pur umgab beide wie eine Zange aus hohen Bäumen, dichtem Unterholz, verschieden farbigen Blüten und einem Dunst, der den Lungen einiges abverlangte. Doch Bill beschwerte sich nicht. Er war wegen dieser Imelda nach Haiti gekommen, um sie zu interviewen. Ein haariger und gefährlicher Job, das hatte er schon in London gewußt, doch Bill gehörte zu den Menschen, die neugierig waren und ein Ziel nicht aus den Augen verloren.

Den Wagen hatten sie an einer Abzweigung abgestellt und waren den schmalen Pfad gegangen, der direkt durch den Urwald führte. Es war nicht weit bis zum Haus der Imelda, zumindest hatte Ortiz das behauptet, doch bei dieser Umgebung konnten schon zehn Meter zu einer Qual werden.

Ortiz kannte sich hier aus. Er gehörte zu den Männern, die viele Jobs annahmen, besonders gern für Fremde arbeiteten und sich diese Arbeit gut bezahlen ließen. Und auch Bill hatte sich nicht lumpen lassen. Es war teuer gewesen, um diesen Ortiz mieten zu können, zudem hatte er noch eine Gefahrenzulage verlangt und sie auch erhalten.

»Alles klar?« erkundigte sich der Mann mit dem Sichelbart.

»Das hört sich an, als wollen Sie mich verlassen.«

»Stimmt. Ich gehe nicht mehr weiter.«

»Zu feige?«

»Nein«, erklärte Ortiz. Er grinste, obwohl kein Grund dafür vorhanden war. »Nicht zu feige.«

»Sondern?«

»Ich will noch länger in Ruhe leben können. Ich habe Ihnen den Weg gezeigt, und ich werde auf Sie im Auto warten. Zwei Stunden, so war es abgemacht.«

Bill gab ihm noch einen zerknitterten Geldschein. »Hängen Sie noch eine Stunde dran.«

»Warum?«

»Könnte ja länger dauern.«

»Sie haben Humor. Imelda wird Sie nicht so lange bei sich behalten wollen. Es ist überhaupt eine Frage, ob sie Sie reinläßt. Da ist sie

manchmal sehr eigen.«
»Ich werde nett sein.«
»Denken Sie an die Warnungen.«
»Klar.« Der Reporter hob die Hand, bevor er sich drehte und Ortiz stehenließ.
Es war Tag. Wie ein verschwommener, weißer Ball stand die Sonne am Himmel, aber unter den Bäumen, die über dem Weg ein Dach bildeten, schien die Dämmerung ausgebrochen zu sein. Hinzu kam der Dunst die Schwaden, die behäbig über der Boden krochen. Sie waren einfach furchtbar. Sie raubten einem Menschen den Atem. Am liebsten hätte sich Bill seine Kleidung vom Körper gerissen. Es gab keine Stelle, die nicht naß war.
Er brauchte sich nicht vorzukämpfen, aber er war vorsichtig. Aus den dichten, dunklen und grünen Wänden rechts und links konnte jeden Augenblick etwas hervorbrechen, wobei man mit einem Menschen, aber auch mit einem Tier rechnen mußte.
Bill ging weiter. Er starrte nach vorn, schielte immer wieder gegen die grünen Wände mit den nur kleinen Lücken. Wo sie waren, sah er das Licht der Sonne wie einen hellen Schleier, der sich in der Natur verfangen hatte.
Vögel kreischten, wenn sie von Baum zu Baum flogen. Andere Tiere huschten ebenfalls durch das Unterholz. Bill hörte sie nur, er sah sie nicht, und er hatte es auch aufgegeben, nach den Insekten zu schlagen, die ihn umtanzten.
Er suchte sein Ziel. Manchmal wischte er sich noch mit einem Tuch über die Stirn, aber das half kaum und nicht für lange.
Wenn das Haus der Imelda im Dschungel stand, mußte es seinen Platz auf einer Lichtung gefunden haben. Davon ging Bill aus, und ein Schauer glitt über seinen Körper, als er die Gestalt sah, die vor ihm stand und sich nicht bewegte.
Auch Bill ging nicht weiter. Er hatte einen trockenen Hals bekommen.
Erst Sekunden später atmete er auf und schüttelte den Kopf über sich selbst, denn die Gestalt war kein Mensch, sondern eine Statue, ein Totempfahl, wie man ihn von den Indianern im Norden der Staaten kannte. Der Kopf war jetzt deutlich zu erkennen, die Augen, der Mund und die Nase, wobei in den Augen eine weiße Farbe lag.
Ein Wächter. Eine Warnung. Ein Zeichen, daß er sich Imeldas Haus näherte.
Bill ging weiter. Er war froh, den Anblick des Totempfahls hinter sich zu haben, denn er hatte sich gefühlt wie jemand, der von diesen Totenaugen unter Kontrolle gehalten wurde.
Dann sah er das Haus!
Es war so plötzlich aufgetaucht, als wäre es vom Himmel gefallen.

Bill blieb stehen, ohne es zu wollen. Er mußte einfach schauen, denn dieses Haus hatte er nicht erwartet. Es war kein Prachtbau, sondern erinnerte mit seiner überdachten Veranda mehr an eine Ranch, aber es war von allen Seiten be-und überwachsen. Von außen her sah es schon aus, als hätten es einige Pflanzen geschafft, sich durch das Holz nach innen zu drücken.

Bestimmt hatte es seine Größe, aber die es umstehenden Bäume ließen den Bau klein aussehen. Vor allen Dingen deshalb, weil sich ihr dichtes Geäst gesenkt hatte, als wollte es sich irgendwann auf das Dach legen, um es zu zerdrücken.

Man konnte die Veranda über eine Treppe betreten. Bill sah eine Tür, die in das Haus führte, und er konnte nicht erkennen, ob sie offen oder geschlossen war, weil unter dem Dach des Vorbaus die Dunkelheit wie Suppe schwamm.

Er merkte auch, daß sich die Umgebung auf eine bestimmte Art und Weise verändert hatte. Bill hörte das Schreien der Vögel nicht mehr.

Eine schon beklemmend anmutende Stille umgab diesen Holzbau, und von Imelda sah er ebenfalls nichts.

Bill Conolly ging davon aus, daß diese Person genau wußte, wer da zu Besuch kam. Er fühlte sich beobachtet, obwohl er nichts sah. Seine Sinne waren noch gespannter.

Er setzte die Schritte zögernd. Plötzlich hatte er den Drang, wieder zurückzulaufen.

Die Warnung erwischte ihn wie ein plötzlicher Stoß, der heiß durch seinen gesamten Körper fuhr. Trotz der Hitze fing er an zu frieren. Die Gänsehaut blieb auch auf seinem Körper, als er sich der Veranda näherte.

Auf dem Boden lag eine dicke Schicht Moos und Pflanzen. So konnte er beinahe lautlos gehen. Für einen Moment blieb er vor der Treppe stehen.

Jetzt sah er die Tür besser. Die Fenster ebenfalls. Die Natur hatte auf das Haus keine Rücksicht genommen. Sie wuchs und wuchs. Lange, schlangenartige Gewächse waren über das Dach bis zum Rand vorgekrochen und hatten sich nach unten gedrückt. Sie hingen dort wie abgeschnittene Gardinenschnüre.

Imelda meldete sich nicht. Man konnte sich bei ihr nicht anmelden. Man mußte zu ihr gehen. Entweder wurde man weggeschickt, oder man durfte bleiben.

Sie war eine außergewöhnliche Frau. Bill hatte von ihr gehört. Des öfteren war in letzter Zeit in Fachzeitschriften über sie berichtet worden, denn sie bezeichnete sich selbst als Surferin und benutzte genau diesen modernen Ausdruck.

Sie surfte nicht auf dem Wasser, sondern durch andere Gebiete. Imelda war eine Jenseits-Surferin. Sie schaffte es, ihren Körper zu

verlassen, um andere Welten zu durchstreifen, ebenso wie John Sinclairs Bekannter und Freund Barry F. Bracht, der sich bei seinen Traumreisen veränderte und zu Zebuion, dem Schattenkrieger wurde.

Bill wollte mehr über dieses Phänomen erfahren. Er wollte vor allen Dingen Vergleiche bekommen, und da war Imelda die richtige Person. Sie hatte nichts, aber auch gar nichts mit Zebu-Ion zu tun. Bill wollte sie deshalb nach ihren Erfahrungen befragen, um herauszufinden, ob sich die Reisen der beiden glichen oder es doch große Unterschiede gab.

Vieles war möglich, nichts mußte sein. Das Leben steckte voller Rätsel.

Ein Rätsel war für Bill auch die Treppe. Das Material, denn die Stufen brachen trotz seines Gewicht nicht zusammen. Sie dehnten sich nur, und Bill ging schneller, um die Veranda zu erreichen. Auf dem Holz blieb er stehen Auch das war nicht mehr hart Die Feuchtigkeit hatte sich in das Material hineingefressen. Er sah die beiden Korbstühle und auch den runden Tisch, auf dem ein Öllicht stand Bills Ziel war die Tür. Er räusperte sich bewußt, weil diejenige Person, die im Haus war, merken sollte, daß sich jemand auf den Weg zu ihr gemacht hatte.

Eine Antwort bekam er nicht Deshalb blieb er zunächst vor der Tür stehen. In die obere Hälfte der Tür war ein Fliegengitter eingearbeitet.

Sehr feinmaschig, so daß auch die kleinsten Insekten keine Chance hatten, es zu überwinden.

Bill blieb dicht vor der Tür stehen Er schaute durch das Gitter in das Haus hinein, aber es gab für ihn nichts zu sehen. Nicht einmal einen Lichtschimmer sah er.

Dabei hatte man ihm berichtet, daß Imelda im Haus wäre. Sie war eigentlich immer da, auch wenn es so aussah, als wäre sie nicht vorhanden. Bill schaute sich die Klinke an, die wie ein gebogener Hühnerfuß nach unten hing. Er drückte sie.

Bill ging davon aus, daß die Tür nicht verschlossen war. Deshalb gab er ihr Druck - und spürte, wie sie sich bewegte. Er drückte sie auf, sie schwang sogar ziemlich leicht, schrammte und quietschte dabei nicht, was Bill natürlich außerordentlich gut gefiel.

Es ging glatt, zu glatt. Das wiederum gefiel ihm weniger. Dachte er einen Schritt weiter, so kam er zu dem Ergebnis, daß man ihn möglicherweise erwartete.

Er betrat das Haus, und die Tür fiel hinter ihm wieder zu. Sie war sehr leicht und nur mit einem dünnen Holzrahmen ausgestattet. Im Haus war es düster. Bill kannte diese Lichtverhältnisse, sie hatten ihn auf seinem Weg zum Ziel begleitet, so brauchten sich die Augen nicht daran zu gewöhnen.

Er befand sich in einer Diele, in einem großen Raum zumindest. Vor ihm lag der glatte Holzboden. Er war nicht blank und schimmerte

auch nicht.
Kein Mensch war zu sehen, aber der große Raum war nicht leer. Wieder entdeckte Bill einen Totempfahl, allerdings kleiner als der draußen im Dschungel. Unter der Decke bewegten sich die Flügel des Ventilators keinen Millimeter. Sie sahen aus, als wären sie irgendwann einmal eingerostet.
Irgendwo plätscherte Wasser.
Das Geräusch irritierte den Reporter. Er hatte mit manchem gerechnet, aber damit nicht. Bill konzentrierte sich darauf. Er wartete auf eine Wiederholung und wurde nicht enttäuscht. Von ihm aus gesehen an der linken Seite war es aufgeklungen.
Wenn sich schon Pflanzen durch die Holzwand gedrückt hatten, mußte es auch möglich sein, daß durch die Mitte des Hauses ein schmaler Bach rann. Bill rechnete mit allem, obwohl er die Hand dafür nicht ins Feuer gelegt hätte.
Er war neugierig. An eine Rückkehr dachte er nicht mehr. Dieses Haus, so leer es ihm auch vorkam, hatte etwas an sich. Zu beschreiben war es nicht, es war einfach da, aber es war auch unsichtbar, und das wiederum störte Bill.
Der Reporter war zudem sensibel genug, um herauszufinden, was gefährlich oder normal war. Und dieses nicht Sichtbare hier stufte er als gefährlich ein.
Seine Sinne waren auf das Geräusch konzentriert. Er lauerte auf eine Wiederholung, hatte Glück, und zugleich schälte sich etwas aus der Düsternis hervor.
Wieder sah er die Umrisse einer Tür, die aber stand offen. Zumindest halb, und sie war aus ebenso leichtem Holz gebaut wie die am Eingang.
Etwas schleifte über seinen Fuß. Weil Bill damit nicht gerechnet hatte, schreckte er zusammen. Hastig zerrte er den Fuß wieder zurück - und lächelte, als er sah, was ihn da berührt hatte.
Es war eine Pflanze gewesen, die sich von unten her durch das Holz geschoben hatte. Beinahe wäre der Reporter noch darüber ausgerutscht, so aber ging er vorsichtig weiter, erreichte die Tür und blieb zunächst einmal stehen.
Kein Licht sickerte ihm entgegen, aber er konnte trotzdem etwas sehen, denn von draußen fiel noch genügend Helligkeit ins Badezimmer.
Bill war überrascht. Er wunderte sich, denn ein normales Badezimmer war es nicht.
Was da in den Boden eingelassen worden war, ging über die Größe eines Whirlpools hinaus. Es glich schon einem kleinen Schwimmbecken, und in ihm schwamm eine Frau.
Sie lag auf dem Rücken, glitt langsam durch das ölig schimmernde

Wasser, das kaum Wellen warf. Aus diesem Grunde war auch nur das leise Plätschern zu hören gewesen.

Bill Conolly ließ die Frau nicht aus den Augen. Die Umgebung hatte er sich bereits angesehen. Ob die Pflanzen in flachen Schalen oder Töpfen wuchsen, war nicht zu erkennen. Jedenfalls waren sie vorhanden, und sie konnten sich auch aus dem Boden gedrückt haben, um diesen Pool wie ein dichtes Gebüsch zu umgeben.

Die Frau, die sich dort durch das Wasser bewegte, mußte Imelda sein.

Sie schwamm, ohne sich stören zu lassen, und sie veränderte auch ihre Lage nicht. Bill ging davon aus, daß sie ihn entdeckt hatte, aber sie schaute einfach nicht hin.

An einer Seite dieses runden Pools entdeckte der Reporter zwei Korbsessel und einen kleinen Tisch dazwischen. Über einem Sessel hing ein helles Badetuch. In der Düsternis wirkte es wie ein Totenschleier, den jemand vergessen hatte.

Bill Conolly gehörte nicht zu den Menschen, die auf den Kopf oder den Mund gefallen waren, aber in diesem, ihm so lang vorkommenden Augenblick des Wartens wußte er nicht, was er tun sollte. Er stand einfach nur da und schaute zu.

Imelda nahm auch jetzt keine Notiz von ihm. Sie drehte ihre Runden, wobei sie zumeist an die Decke schaute, als könnte sie dort etwas Besonderes sehen. Das leise Plätschern begleitete ihren Weg, und von ihrem Körper war nicht viel zu sehen, da er stets vom dunklen Wasser überschwemmt war.

Dafür sah Bill hin und wieder ihr Gesicht. Es gehörte keiner Weißen, und es hob sich auch nicht großartig von den schwarzen Haaren ab. Bill konzentrierte sich einfach nur auf das Gesicht. Was er da sah, gefiel ihm nicht. Es war zwar menschlich, aber es erinnerte ihn irgendwie an eine Maske. Auch fielen ihm die großen Augen auf. Sie sahen aus wie dunkle, bewegungslose Perlen.

Bill wußte nicht, wie lange die Frau noch ihre Bahnen schwimmen wollte, aber er fühlte sich einfach nicht in der Lage, sie durch Worte zu unterbrechen.

Diese Umgebung war ihm zu fremd. Obgleich er im Haus stand, kam er sich schon vor wie im Freien. Selbst die Insekten fehlten nicht.

Wieder drehte sich Imelda Sie tauchte dann für einen Moment unter.

Dabei wurde das schwarze Haar von den Wellen erfaßt und für einen Moment in die Höhe gewirbelt. Dann erschien das Gesicht wieder an der Oberfläche, zwei, drei Atemzüge, dann machte sie weiter.

Aber sie schwamm nur mehr eine Bahn. Als sie mit dem Kopf beinahe gegen den Rand des Pools stieß, zog sie die Beine an, drückte sie in die Tiefe und trat Wasser.

Sie drehte den Kopf. Erst jetzt schien sie den Besucher

wahrzunehmen.
Sie schaute Bill an, der sieh augenblicklich unbehaglich fühlte, aber nichts dagegen unternahm. Er zog sich nicht zurück, senkte auch nicht den Blick, sondern nickte nur. Es war für ihn ein Zeichen, daß er etwas sagen wollte, aber die Frau kam ihm zuvor.
»Ich vermute, daß Sie zu mir wollen.« Sie redete ihn in seiner Sprache an. Die Worte hörten sich hart und guttural an.
»So ist es.«
»Würden Sie mir das Tuch reichen?«
»Sicher, gern.«
»Danke sehr.«
Bill ging an dem ovalen Pool vorbei und auf die beiden Korbstühle zu.
Dabei konnte er den Blick nicht von dieser Person reißen. Er betrachtete das Gesicht genauer, auch die dunklen Haare, die naß und nach hinten gekämmt waren und eine sehr hohe Stirn freigaben.
Bill nahm das Tuch. Er schwitzte noch stärker. Die Luft war kaum zu atmen, sie roch nach Öl oder einer fremdartigen Essenz. Das zumindest glaubte er.
Das Tuch bestand aus einem flauschigen Stoff. Bill hielt es mit beiden Händen fest. Er trug es vor sich her und schaute über den Tuchrand hinweg.
Imelda wartete ab, bis er den Rand des Beckens erreicht hatte. Erst dann bewegte sie sich, schnellte aus dem dunklen Wasser hervor, bevor sie ihre Hände auf den Poolrand legte, um sich abzustützen.
Dann kletterte sie aus dem Wasser. Es machte ihr auch nichts aus, daß sie nackt war.
Bill schaute nicht weg. Seine Blicke tasteten ihren Körper ab, und er hatte dabei das Gefühl, nicht anders zu können. Hinter diesen Blicken steckte ein direkter Zwang. Er fühlte sich wie an die Hand genommen, denn die Frau wollte, daß er sie anschaute, und ihr Bild brannte sich förmlich in dem Gedächtnis des Reporters fest.
Es war keine schöne, keine hübsche Frau. Sie wirkte exotisch, auf ihn sogar abstoßend, aber zugleich ging von ihr ein Reiz aus, dem sich Bill nicht entziehen konnte. Ihre Brüste lagen frei, sie schwangen bei jeder Bewegung. Auf der Haut lag noch immer das Wasser. Es rann in langen Bahnen über den Körper.
Imelda blieb dicht vor dem Badetuch stehen und schaute Bill an. Sie traf auch keinerlei Anstalten, nach dem Tuch zu greifen. Mit Blicken fixierte sie Bill, der sich davon seltsamerweise berührt fühlte, unbeweglich auf dem Fleck stand und eben nur das Gesicht der Frau beobachtete.
Zuerst fielen ihm die Augen auf. Sie waren sehr groß, übergroß, aber nicht rund, sondern oval. Die pechschwarzen Pupillen wiesen dieselbe

Farbe auf wie das Haar, das so glatt auf ihrem Kopf lag und dem Gesicht tatsächlich das Aussehen einer getönten Maske gab. Dazu trugen auch die Augenbrauen mit bei, die glatt auf der Haut lagen und wie gezeichnet aussahen.

Die gebogene Nase, darunter der relativ kleine Mund mit den dicken Lippen.

Es folgte das glatte Kinn, das wie auch das übrige Gesicht künstlich wirkte. Diese Frau sah aus wie ein Kunstgeschöpf, bei deren Erschaffung man einen Teil des Haares vergessen hatte.

Bill Conolly kannte sich selbst nicht mehr aus. Er stand einfach nur da und wußte nicht mehr, wo er sich nun befand. Im Traum oder in der Wirklichkeit.

»Das Tuch«, sagte sie.

Bill brauchte einige Sekunden, um aus seiner Starre zu erwachen und sich wieder zurechtzufinden. »Natürlich - bitte.«

Imelda drehte sich und wartete darauf, daß ihr Bill das Badetuch um die Schultern legte. Er tat es und hörte, wie die Frau tief durchatmete. »Ja, das ist gut.«

»Sie sind Imelda?« fragte Bill. Er war froh, überhaupt einige Worte herausbekommen zu haben.

»Sicher. Wer bist du?«

»Ich heiße Bill Conolly.«

Sie stand da wie ein Denkmal und fragte: »Wo kommst du her? Aus den Staaten?«

»Nein, aus England.«

»Ein Brite?«

»So ist es.«

»Ihr seid alle gleich.«

Bill räusperte sich. »Wie meinst du das?«

»Nichts weiter.« Imelda lachte kehlig auf und schüttelte dabei den Kopf.

Einige Tropfen bekam Bill ab. Sie waren warm und kamen ihm schwerer vor als Wasser. »Trockne mich ab, Bill.«

»Was soll ich?« Er war von der Bitte überrascht worden.

»Mich abtrocknen.«

Der Reporter schluckte. »Okay«, sagte er und erfüllt der Frau den Wunsch. Er tat es langsam, mit Bewegungen, die ihr aber nicht gefielen.

»Nein«, sagte sie, »nicht so. Nicht nur über die Schultern und die Arme reiben.«

»Wo dann?«

»Überall.«

Bill schluckte und war zunächst sprachlos. »Ahm, ich habe richtig gehört?«

»Ja, hast du!«
»Und dann?«
»Ich will es so!« zischte sie. »Du bist zu mir gekommen, und deshalb wirst du tun, was ich von dir verlange.« Sie sagte es mit Nachdruck.
»Ist schon klar«, erwiderte Bill. Er streichelte und massierte sie. Im Gegensatz zu ihrem maskenhaft starren Gesicht hatte der Körper alle Vorzüge einer Frau. Er war weich, er war angenehm, und Imelda tat durch Bewegungen kund, wo sie am liebsten »abgetrocknet« werden wollte. Dabei entging dem Reporter ihr Stöhnen nicht. Mit einem derartigen Verlauf hatte er nicht gerechnet.
Er hatte über die Frau gelesen, und diese Berichte hatten ihn elektrisiert, denn Bill gehörte zu den Menschen, die den Rätseln der Welt auf der Spur waren. Immer wieder fand er neue, um seine Berichte zu schreiben, die man ihm gern abkaufte, denn Bill arbeitete sie sehr spannend auf.
Von Imelda hatte er kein Bild zuvor gesehen. Er kannte nur ihren Namen, und das, wozu sie fähig war.
Surfen im Jenseits!
Bill wußte nicht, wer diesen Begriff erfunden hatte. Das - und was tatsächlich dahintersteckte, wollte Bill gern herausfinden.
»Ja, mach weiter«, sagte sie ergeben, als er auch über ihre Brüste strich. »Da besonders…«
Bill tat ihr den Gefallen. Er hielt den Atem an. Seine Gedanken wanderten weg. Für einen Moment sah er das Gesicht seiner Frau Sheila. Himmel, wenn sie ihn so gesehen hätte, dann hätte er sich eine verdammt gute Erklärung einfallen lassen müssen Aber hier waren sie allein, und Bill dachte auch an seinen Job, während ihn Imelda dirigierte, denn sie wußte genau, wo sie noch nicht trocken war Bill hörte ihr leises Stöhnen Es klang sehr zufrieden. Sie bewogte sich auch vor ihm, präsentierte ihm ihr straffes Hinterteil.
»Ich denke, das reicht«, sagte er schließlich und ließ seine Hände auf ihren Schultern liegen.
»Meinst du?«
»Ja.«
Imelda war anderer Ansicht. Sie hob den rechten Arm und winkelte ihn in Höhe ihres Kopfes an. Dann drehte sie sich um ihn herum und drückte die flache Hand gegen Bills Gesicht. »Ob du etwas meinst oder nicht, das ist mir egal. Hier bestimme ich, verstehst du? Das ist mein Haus, das ist meine Welt. Diejenigen, die in sie eintreten, haben sich einzig und allein nach mir zu richten.«
»Verstehe.«
»Das ist gut. Oder soll ich dich wegschicken?«
»Nein.«
»Du kannst auch bleiben.«

»Danke.« Bill ärgerte sich selbst darüber, daß ihn diese Frau so stark in die Defensive gedrängt hatte, aber er konnte es nicht ändern. Das war nun mal so, denn sie hatte hier das Sagen. Imelda war die Frau, die alles diktierte.

»Es ist jetzt gut, Bill. Danke.«

Er war froh, sie nicht mehr anfassen zu müssen. Angst hatte er nicht gerade vor ihr, aber sie war schon anders als andere Frauen und strömte etwas aus, mit dem er nicht zurechtkam. Es war für ihn einfach nicht zu fassen.

Imelda raffte das Badetuch an den Seiten zusammen und verknotete es über der Brust. Dann ging sie auf einen der Stühle zu und deutete auf den zweiten.

Auch Bill setzte sich. Wieder kam er sich vor, als hätte er im Freien seinen Platz gefunden. Um ihn und den Pool herum wuchs die grüne Dschungellandschaft. Er konnte sich sogar vorstellen, daß sich in dieser Pflanzenwelt irgendwelche Tiere versteckt hielten, die nur auf ein Kommando hervorkamen, wobei sich Bill besonders vor Schlangen fürchtete. Der Gedanke war kaum in ihm hochgestiegen, als ein leises Plätschern die Stille unterbrach. Automatisch schaute der Reporter auf den Pool mit dem dunklen, öligen Wasser. An einer bestimmten Stelle warf es Wellen, und in der Tat schaute plötzlich der Kopf einer Schlange aus der Brühe hervor. Bill entdeckte sogar die kleinen, schimmernden Augen des Reptils, bevor es wieder verschwand.

Imelda hatte mit einer Schlange gebadet, möglicherweise sogar mit mehreren.

Darüber mußte Bill erst hinwegkommen. Imelda, die ihm seine Gedanken ansah, drehte den Kopf. »Das gefällt dir nicht, wie?«

»Ich weiß nicht. Also mein Fall wäre es nicht.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Sie schlug die Beine übereinander. »Du bist doch sicherlich gekommen, um mehr über mich in Erfahrung zu bringen, nicht wahr?«

»Das stimmt.«

»Hat sich mein Ruhm schon bis in dein Land herumgesprochen?«

»Ich habe über dich gelesen.«

»Aha.«

»Und jetzt möchte ich mehr wissen, denn ich bin gekommen, um mit dir zu sprechen, weil ich über dich eine Geschichte schreiben will. Über dich und deine Kunst.«

Imelda mußte lachen. Sie legte den Kopf zurück und strich ihr Haar glatt.

Es rahmte das Gesicht zu beiden Seiten ein und machte es noch mehr zu einer Maske. »Kunst, sagst du?«

»Ist es das nicht?«

»Kann schon sein, aber für mich ist es mehr eine Fähigkeit, wenn du

verstehst.«
»Nicht genau«, gab er zu.
»Ich spreche mit dem Jenseits, das meinst du doch - oder?«
»Nein, das meine ich nicht.«
Da Bill eine Pause einlegte, drängte sie ihn, sich zu äußern. Was er auch tat. »Ich habe gelesen, daß du deinen Geist vom Körper lösen kannst. Er ist es dann, der durch die anderen Welten fliegt oder surft. Daß dieser Geist sogar zu spüren ist, bei fremden Personen und auch bei dir selbst, meine ich.«
»Du weißt viel.«
Bill lächelte. »Möglicherweise, Imelda, aber ich weiß noch nicht genug.«
»Den Rest willst du von mir hören?«
»Deshalb bin ich hier.«
»Ohne Angst zu haben?«
»Müßte ich das?«
»Viele Menschen haben vor mir Angst«, flüsterte sie. »Sehr viele sogar. Ich kann sie dir gar nicht alle aufzählen. Sie halten mich für eine Hexe, für eine Teufelin und mehr.«
»Du bist eine Schamanin.«
»Das bin ich. Gut gelesen.«
»Ich mußte mich informieren.«
»Schön, dann können wir ja reden.« Sie reckte sich. »Aber nicht sofort.«
Ihr Kopf ruckte nach links, und die dunklen Augen starrten Bill an. »Du hast doch Zeit - oder?«
»Ja, die habe ich.«
»Und du bist allein?«
»Auch das.«
Sie lächelte kalt. »Bist du tatsächlich allein?«
»Ja, außer uns beiden ist niemand hier.« An Ortiz dachte der Reporter nicht.
»Gut«, sagte Imelda und schnickte mit den Fingern. Dabei stieß sie einen schrillen Pfiff aus, der in einem glockenhellen Trällern endete.
Bill wußte nicht, was das bedeutete. Sehr bald bekam er es zu sehen, denn auf einmal huschte ein Schatten durch die Luft, und er hörte das Schlagen von Flügeln.
Er starrte hoch.
Der Schatten war groß und bizarr. Er glich schon dem einer gewaltigen Fledermaus, und plötzlich fiel er zusammen. Genau da bekam Bill den Luftzug mit, der über sein Gesicht strich. Etwas Großes huschte an ihm vorbei, bevor das Tier zur Landung ansetzte und sich dafür die vor der Brust verschränkten Arme der Frau ausgesucht hatte.
Es war ein riesiger, nachtschwarzer Rabe mit hellgelben Augen…

***

Bill hielt den Atem an, weil er einen derartig großen Raben noch nie zuvor gesehen hatte. Der war auch nicht normal. Dieses Tier mußte eine Mutation sein. Er war widerlich. Er war einfach zu groß, und Bill spürte die Kälte auf seiner Haut.

Der Rabe tat ihm nichts. Er blieb auf den Armen der Frau hocken. Dort hatte er sich festgekrallt. Den Kopf hielt er gedreht. Er starrte Bill böse an, als wollte er ihm im nächsten Augenblick die Augen aushacken, aber er blieb ruhig.

Imelda schnalzte mit der Zunge. Der Rabe reagierte augenblicklich. Er drehte den Kopf und schaute sie an. Dabei öffnete er seinen Schnabel, als wollte er krächzen, aber es war Imelda, die etwas sagte. Sie flüsterte ihm etwas zu, und diesmal waren es nur kehlige Laute, die über ihre Lippen strömten. Bill konnte sie nicht deuten.

Der Rabe schon. Er reagierte auf seine Art und Weise, nickte, als halte er verstanden, und als Imelda dir Arme anhob, da flatterte er von ihr weg Wieder durchtanzte der bizarre Schatten den Raum, dann war das Tier verschwunden. Welche Lücke er genommen hatte, um in die Freiheit zu gelangen, hatte Bill nicht sehen können. Er dachte an das Tier und zugleich an die Frau, die von nicht gerade wenigen als Hexe bezeichnet wurde. Bill erinnerte sich daran, daß gerade in den europäischen Geschichten, Sagen und Legenden die Hexen oft in Verbindung mit einem Raben gebracht wurden. Man sah Zeichnungen, wo die Vögel auf den Schultern dieser Personen saßen.

»Er heißt Corvatsch«, erklärte Imelda. »Der Name stammt aus dem Rätoromanischen und bedeutet Rabe.« Sie lächelte dünn. »Er hat mir wirklich gut gefallen.«

»Bedeutet er dir viel?«

»Und ob.« Imelda nickte langsam. »Für mich ist er so etwas wie Bote und Leibwächter zusammen. Er findet immer die Wahrheit heraus. Das solltest du dir merken, Bill.«

»Und du kannst mit ihm reden?«

»Auch das.«

»Was hast du ihm gesagt?«

»Ich habe ihm einen Auftrag gegeben.«

Die Antwort gefiel Bill überhaupt nicht. Auftrag, das konnte einiges bedeuten.

Etwas Positives, aber auch etwas Negatives. Bill tendierte mehr zum letzteren. Den lauernden Blick der Frau übersah er nicht, nur tat er Imelda nicht den Gefallen, sie nach dem Raben zu befragen.

»Ich werde uns etwas zu trinken holen«, sagte Imelda und stand auf.

Sie verschwand im Hintergrund. Bill hörte etwas rascheln, als hätte sie die Zweige eines Busches zur Seite geschoben. Dann kehrte sie wieder zurück. In der einen Hand trug sie einen Tonkrug, in der

anderen zwei Becher.

Bill wußte nicht, was sich in dem Krug befand. Er hörte es nur schwappen, als sie ihn auf den Tisch stellte und anschließend die beiden Becher füllte.

»Was ist das?« fragte Bill, als die Frau den Griff des Krugs umfaßte.

»Eine Erfrischung.«

Bill räusperte sich. »Woraus besteht sie?«

»Aus Früchten meiner Heimat. Sie wachsen alle hier. Wunderbar erfrischend, einfach herrlich.«

»Aha.«

Sie schenkte ein, und Bill schaute zu. Was da in die Tonbecher hineinlief, war ein dunkelroter Saft, um einiges dicker als Wasser.

Imelda bemerkte Bills Zögern. »Hast du Angst, einen Schluck zu dir zu nehmen?«

Er hob die Schultern. »Ich weiß nicht. Etwas komisch ist mir schon, da bin ich ehrlich.«

Sie schüttelte den Kopf. »Aber du hattest doch keine Angst, den beschwerlichen Weg auf dich zu nehmen.«

»Die habe ich auch jetzt nicht.«

»Dann trink!« Imelda nahm das Glas. Sie setzte es an und nahm einen großen Schluck. Auch Bill probierte, wobei er überrascht war, wie wunderbar dieser Saft schmeckte. Er schien tatsächlich aus Früchten zu bestehen: Ananas, Orangen, Kiwi, eine wunderbare Mischung, die durch Bills Hals rann.

Es passierte noch etwas.

Plötzlich hatte der Reporter das Gefühl, ein anderer zu werden. Er hörte etwas, das er nicht sah.

Fern und doch nah. Entsetzliche Schreie…

***

Ortiz war ein Mann, der die Insel Haiti kannte. Er war hier geboren, er war hier aufgewachsen, er würde auch auf der Insel begraben werden, das wußte er. Sein Vater war Mexikaner gewesen, seine Mutter eine Einheimische. Sie hatte ihn nach dem Tod des Vaters - er war von Polizisten auf der Flucht erschossen worden - großgezogen, und das hatte Ortiz ihr nicht vergessen.

Deshalb wohnte und lebte sie auch besser als viele andere Insulaner. Er hatte ihr eine Wohnung in einem Haus besorgt, in dem ansonsten nur Begüterte lebten. Ortiz sorgte dafür, daß die Miete immer pünktlich bezahlt wurde.

Wegen der hohen Miete mußte er viel arbeiten. Es waren keine leichten Jobs, die er übernahm. In der Regel konnte man ihn mieten. Er führte die Touristen durch Städte und Dörfer und wurde dafür bezahlt, was aber nicht ausreichte.

Deshalb war Ortiz auch bereit, für ein Sonderhonorar den Besuchern all das zuzuführen, nach dem sie gierten. Das fing bei unverzolltem Schnaps an, reichte über Hehlerware und Rauschgift bis zur Vermittlung von Prostituierten. Wer Lust auf Sex hatte, der brauchte sich nur an Ortiz zu wenden. Er kannte die einschlägigen Häuser, Bars und Etablissements.

Nur der letzte Job gefiel ihm nicht. Es ging um Imelda. Er dachte an ihren Ruf. Das alles wäre nicht einmal so schlimm gewesen, hätte er wieder zurückfahren können. Aber der Engländer wollte, daß er blieb, und er hatte dafür auch gezahlt. Ortiz gehörte zu den Leuten, die sich an Verträge hielten.

Drei Stunden?

Immer wieder dachte er über diese Zeitspanne nach und schüttelte sehr oft den Kopf. Drei mal sechzig Minuten Wartezeit war für ihn ein großer Horror. Das zog sich in die Länge, das war einfach furchtbar. Dazu in dieser Hitze und in seinem alten Chevy, der rasch zu einem Brutkasten wurde. Aber auch die Wartezeit wurde bezahlt.

Immer wieder nahm er sich vor, sich einen neuen Wagen zuzulegen, aber das Geld reichte noch nicht. Nach diesem Job wollte er sich endlich darum kümmern, denn Conolly hatte sich sehr großzügig gezeigt.

Er hatte die Hauptstraße verlassen und parkte am Beginn des Wegs, den Conolly gegangen war, um Imelda zu besuchen. Ortiz kam sich vor wie in einer schwülen Hölle, denn hinter ihm waren die Zweige des Büschs wieder zusammengeschlagen, und die Einmündung in die Straße war so gut wie nicht zu sehen. Er entdeckte dort nur ein etwas helleres Schimmern.

Auf der Durchgangsstraße zu parken war zu gefährlich, denn über die Piste donnerten die Lastwagen mit ihren Fuhren, und die Fahrer, die oft betrunken waren, nahmen keine Rücksicht auf andere, vor allem kleinere Verkehrsteilnehmer. Die zahlreichen Wracks entlang der Straße waren jedem eine Warnung, im Verkehr aufzupassen.

Ortiz schaute immer wieder auf die Uhr. Aber er konnte die Zeiger auch nicht beeinflussen, sich schneller zu drehen. Das Warten wurde zur Qual.

Noch hockte Ortiz im Wagen. Er hatte die Scheiben nach unten gekurbelt.

Viel brachte es nicht, der Durchzug war nur sehr schwach, und der Geruch von draußen wehte über die roten Ledersitze hinweg, die schon ziemlich zerkratzt waren.

Ein rotes Hemd trug Ortiz auch. Es klebte an seinem Körper und zeigte nasse Flecken an verschiedenen Stellen. Das Wasser rann ihm über die Stirn. Sein Sichelbart glänzte ebenfalls feucht, und Ortiz stellte sich vor, wie schön der Winter sein konnte.

Es gehörte zu seinen Träumen, einmal nach Kanada in die hohen Berge zu fahren und dort den Winter zu genießen. Irgendwann würde er sich diesen Traum auch erfüllen.
Der Dschungel um ihn herum lebte. Da pfiff und schrie es, aber die Tiere waren nicht zu sehen. Manchmal wippten die breiten Blätter der fleischigen Pflanzen, wenn sie von etwas berührt worden waren, das blitzschnell wieder verschwand.
Auch die Insekten waren da. Sie hatten den Weg durch die offenen Fenster gefunden. Mücken, die sich vom Geruch der Menschen besonders angezogen fühlten. Hin und wieder schlug der Mann mit der Jacke nach ihnen, was kaum etwas brachte.
Im Handschuhfach lag das Etui mit den Zigarren. Ortiz holte mit spitzen Fingern eine hervor. Er biß ein Ende ab und drehte das andere Ende in der Flamme des Gasfeuerzeugs. Er saugte, paffte einige Wolken und stieß die immer klemmende Tür auf, um den Wagen zu verlassen.
Neben der offenen Tür blieb er stehen. Er stieß die Rauchwolken aus und hoffte, damit einen Teil der Mücken und Fliegen vertreiben zu können. Viel brachte es nicht.
Ortiz ging um seinen Wagen herum. Die Zigarre hing im rechten Mundwinkel. Den Kopf hielt er gesenkt, er schaute sich die Karosserie an, sah die Rostflecken, die sich besonders vom ehemaligen Weiß der Lackierung abhoben.
Auf einen Rostfleck legte er den Handballen und drückte zu. Als er es knirschen hörte, zog er die Hand zurück. Nun ja, zumindest die Bremsen waren noch in Ordnung.
Er blieb draußen. Ortiz schrak zusammen, als er ein wütendes Brummen hörte, das von der Straße her an seine Ohren drang. Ein mächtiger Truck brauste über die Piste hinweg.
Der Lärm ebbte ab, der Staub senkte sich, aber ein Schatten war noch immer da. Ortiz sah, wie er über die Motorhaube hinweghuschte und sich niederließ.
Ein Vogel hockte auf dem Dach seines Autos.
Schwarz wie die Nacht war er. Mit kalten Augen und sehr groß. Viel größer, als Raben eigentlich wurden.
»Wer bist du denn?« keuchte Ortiz.
Der Vogel gab ihm keine Antwort. Er saß auf dem Dach so starr wie ausgestopft, aber Ortiz wußte auch, daß diese schwarzen Vögel Todesboten waren, und er erinnerte sich daran, daß auch diese Imelda einen solch großen Raben besaß. Zumindest wurde darüber gesprochen.
Das Tier bewegte seine Augen nicht, als es ihn anstarrte. Nicht mal sein Gefieder zitterte, weil es von keinem Windstoß berührt wurde. Es stand einfach nur da.

Ortiz nahm die Zigarre aus dem Mund. Er schwitzte noch stärker. Jetzt lag es nicht am Wetter, sondern an ihm, denn die Furcht vor dem Raben ließ ihn so reagieren. Doch der Rabe tat ihm nichts.

Warum war er gekommen? Hatte die alte Hexe ihn geschickt? Imelda war gefährlich. Sie konnte so grausam sein, wenn es stimmte, was man sich erzählte, und ihm wurde immer mieser zumute.

Der Chevy gehörte Ortiz. Aber jetzt, wo der Vogel auf dem Dach hockte, da hatte der Mann das Gefühl, als wäre ihm der Wagen gestohlen worden. Einfach weggenommen.

Darüber konnte er nicht lachen, denn der Blick war zu kalt und irgendwo auch mit dem Tod verbunden. Auch das glaubte er, und er fühlte sich plötzlich wie gefesselt.

Er dachte an seinen Job. Drei Stunden warten, bis dieser Conolly wieder zurückkehrte.

Scheiße! dachte er. Das halte ich nicht durch. Nicht mit diesem verdammten Vogel auf dem Dach. Das ist ja wie im Kino…

Er dachte an den alten Streifen »Die Vögel«, der ihn immer wieder faszinierte.

Nie hätte er damit gerechnet, daß so etwas auf ihn zukommen würde, und jetzt war es fast soweit.

Der Rabe beobachtete ihn. Immer wieder gelangte Ortiz zu dem Entschluß, daß der Rabe nicht normal war. Er gehörte zu den Tieren, die auf einen Befehl hin handelten, und Frauen wie Imelda hatten schon Macht über Tiere und Menschen.

Sollte Conolly zusehen, wie er wieder in die Stadt kam. Ortiz wollte verschwinden, solange es noch möglich war, aber nicht zu Fuß, sondern mit seinem Wagen, da fühlte er sich sicherer.

Die Tür stand noch offen. Der Schlüssel steckte. Er brauchte nur einzusteigen und loszufahren. Da konnte ihm der verdammte Vogel dann gestohlen bleiben.

Um die Fahrerseite zu erreichen, mußte er um die Kühlerhaube herumgehen, was ihm zwar nicht paßte, aber nicht zu ändern war. Langsamer als normalerweise setzte er sich in Bewegung, obwohl es ihn drängte, aber er wollte den Vogel auch nicht erschrecken und ihn zu Handlungen verleiten, die er später bereute.

Der Rabe tat nichts. Er blieb auf seinem Platz, aber seine pupillenlosen Augen bewegten sich und ließen ihn nicht außer Kontrolle.

Die Kühlerhaube hatte er bereits umgangen. Nur noch wenige Schritte, dann war er da.

Die Tür lockte ihn. Er würde sich an ihrem Rand festhalten, um sich dann in den Wagen zu schwingen.

Alles klar.

Er ging schneller.

Jetzt war er da.

Ortiz hörte sich selbst heftig atmen. Dieses Geräusch war so laut, daß es den ersten Flügelschlag des Raben überdeckte, aber der Mann sah, wie sich der Vogel abstieß. Er flatterte mit seinen Schwingen. Wieder bildete sich ein Schatten, und plötzlich war das Tier bei, über und dann auf ihm.

Genau in dem Moment, als er sich bückte, um in seinen alten Chevy zu steigen. Er spürte die harten Krallen auf seinem Kopf. Das dichte Haar glänzte schweißfeucht, aber die Krallen kamen trotzdem durch. Sie kratzten über seine Kopfhaut hinweg, wobei sie kleine Wunden hinterließen, aus denen Blut quoll.

Ortiz sackte zusammen. Der Schmerz würde beißen, als er den ersten Schnabelhieb mitbekam. Er glaubte sogar, das Loch auf seiner Schädeldecke zu spüren.

Noch immer war er nicht eingestiegen. Er blieb auch draußen, als er die Arme hochriß, um nach dem verdammten Raben zu schlagen. An seinen Händen spürte er das Gefieder, aber er sah nicht, wie der Schnabel zuhackte.

Mehrmals. Die Haut auf den Händen wurden durch die Schnabelhiebe regelrecht zerfetzt.

Der Rabe hackte wie ein Specht und zog seine blutige Spur in Richtung Stirn.

Ortiz schrie.

Nein, er stöhnte nur. In seinen Ohren brauste es. Wieder schlug er mit den Händen zu, und diesmal hatte er Glück. Ein Faustschlag fegte das Tier von seinem Kopf. Die Wucht schleuderte es bis auf das Autodach, wo es aber keinen Halt fand und sich mit flatternden Flügelschlägen wieder auf den Rückweg machte.

Ortiz erlebte die Hölle. Aber er wollte nicht aufgeben, deshalb sackte er in die Knie, um sich in den Wagen zu werfen. Abtauchen und die Fenster hochdrehen.

Längst rann das Blut über sein Gesicht. Er achtete nicht darauf, aber der erneute Schmerz ließ ihn aufschreien. Der Rabe war wieder da. Er hockte in seinem Nacken und hackte zu. Der Schnabel wirkte wie eine spitze und leicht geöffnete Schere. Immer wieder fand sie ihr Ziel, und die verschiedenen Schmerzpunkte vereinigten sich zu einem einzigen.

Ortiz jammerte. Er war nach vorn gefallen, lag jetzt auf beiden Sitzen, und der verdämmte Rabe auf seinem Körper gab einfach keine Ruhe.

Brutal machte er weiter, als wollte er den Mann zerhacken.

Ortiz nahm den Rauch der Zigarre wahr. Sie war ihm aus dem Mund gerutscht und lag vor dem Fahrersitz. Er selbst wußte, daß er etwas tun mußte, trotz der Schmerzen, trotz seiner Verletzungen, sonst starb er hier im Dschungel.

Er drückte sich hoch.

Jetzt schrie der Rabe. Es war kein Krächzen. Beinahe menschliche Schreie drangen aus seinem Maul, als wäre irgendeine Person furchtbar wütend. Saß in ihm die Seele eines Menschen?

Ortiz drehte sich auf dem Sitz. Dabei schlug er um sich, erwischte mit dem linken Handgelenk den Lenkradring, was ihn aber nicht weiter störte, auch wenn der Schmerz bis zur Schulter hochzuckte. Er versuchte nur, sein Gesicht zu schützen. Wenn es dem Vogel gelang, ihm die Augen auszuhacken, war es vorbei. Das war sein Ziel.

Er flatterte um ihn herum und auch Schläge schienen ihm nichts auszumachen. Zwar trieben ihn die Treffer zurück, aber der Angreifer schaffte es immer wieder, sich zu fangen und neue Angriffe zu starten.

Der Kampf ging weiter, und Ortiz konnte so einfach die Tür nicht zuzerren.

Sie stand weiterhin sperrangelweit offen. Er mußte sich nach vorn beugen, um den Griff zu erreichen.

Das wußte auch der teuflische Rabe. Deshalb flatterte er vor dem Gesicht des Mannes herum und hackte zum erstenmal zu.

Sein vorzuckender Schnabel hatte blitzschnell eine Lücke in der Abwehr gefunden, und dicht neben der Nase wurde die Haut regelrecht zerstochen. Beim Zurückziehen zerrte der Schnabel noch an der Haut, bis ihn ein Faustschlag traf und aus dem Auto schleuderte.

Ortiz hatte seinen Peiniger wirklich hart getroffen. Der Rabe flog zurück.

Er schlug auch kaum mehr mit den Schwingen, fiel dann sogar wie ein Stein in die Tiefe.

Das gab Ortiz wieder Hoffnung, und er heulte auf. Aus der letzten Wunde lief das Blut am stärksten. Er spürte den klebrigen Saft am Hals entlangrinnen, bevor der Kragen einen Teil davon aufsaugte. Ortiz war wie von Sinnen. Noch konnte er sehen, auch wenn die Umgebung verschwommen aussah. Aber er wußte, wo er sich befand, und er wußte auch, was er alles zu tun hatte.

Er war auf den Fahrersitz gekrochen. Ein Blick durch die offene Tür bewies ihm, daß der Rabe dabei war, sich wieder zu erholen. Er lag auf der Seite. Er schlug bereits wieder um sich, aber Ortiz war diesmal schneller.

Er riß die Tür zu. Sie fegte über den Raben hinweg, und der Mann hatte sogar die Nerven, das Fenster hochzukurbeln.

Das andere Fenster ließ er offen. Er hatte einfach nicht die Zeit, es ebenfalls zu schließen.

Seine zitternde Hand fand den Zündschlüssel mit einem Griff. Er drehte ihn herum, schluckte dabei sein eigenes Blut, das ihm in den Mund gelaufen war, und betete darum, daß ihn das Auto nicht im Stich ließ.

Der Motor kam. Er orgelte. Wie immer. Mist auch! dachte der Mann. Neben ihm flog der Rabe bereits wieder hoch. Nicht so glatt und elegant, mehr taumelig, aber auch das konnte Ortiz nicht gefallen.

Rückwärtsgang.

Wenden konnte er auf dem Weg kaum.

Für einen Moment drehten die Räder durch, dann hatten sie es gepackt.

Der Wagen schoß zurück. Es waren nur wenige Meter bis zur Straße.

Das Brummen des schweren Trucks hörte Ortiz nicht. Als sich das Geräusch schließlich in seine Ohren bohrte, da war es bereits zu spät.

Der Truck erwischte ihn mit seiner mächtigen Schnauze am Heck. Er hämmerte gegen den alten Chevy, der quer über die Straße rutschte, sich dabei noch drehte und an der anderen Seite gegen einen der hohen Bäume prallte.

Von der Seite her wurde Ortiz mitsamt seinem Wagen gegen dieses Hindernis gewuchtet.

Er schrie noch.

Dann war der starke Ast plötzlich da, der sich wie eine Lanze durch die Seitenscheibe gebohrt hatte.

Ortiz wurde aufgespießt und war auf der Stelle tot.

Der Fahrer des Trucks aber war längst verschwunden…

***

Die beiden Becher waren leer. Bill fühlte sich erfrischt. Der Trank hatte ihm wirklich gutgetan. Auch die Angst vor einer Vergiftung war verschwunden, denn bisher spürte Bill nichts dergleichen. Er kam sich stärker vor als bei seinem Eintritt und wartete nur darauf, daß Imelda etwas sagte.

Sie ließ sich Zeit. Wenn Bill ihr einen Blick zuwarf, sah er das Lächeln der Frau. Es hatte sich fest um den Mund eingegraben. So wie sie sah nur eine zufriedene Frau aus.

Bill fühlte sich noch immer an die zweite Stelle gestellt, was ganz natürlich war. Imelda brauchte nicht zu reagieren, das war einzig und allein seine Sache, denn er war bei ihr erschienen, weil er etwas von ihr wollte.

Sie konnte abwarten, und sicherlich war Bill nicht der erste Besucher, den sie auf diese Art und Weise empfangen hatte.

Es war ruhig geworden. Imelda schloß die Augen wie jemand, der diese Ruhe auch genießt. Dann seufzte sie plötzlich und setzte sich gerade hin. »Hat dir mein Trank geschmeckt?«

»Er war wunderbar.«

Imelda nickte wie jemand, der nichts anderes erwartete hatte. »Das freut mich. Möchtest du noch einen Schluck?«

»Nein, danke.«

»Schade. Aber ich kann dich trotzdem verstehen. Du wartest darauf, daß ich etwas sage.«

»Das kann ich nicht leugnen. Ich habe einen weiten Weg hinter mir, weil ich dich sprechen wollte.«

Sie nickte, als fühlte sie sich bestätigt. Dann flüsterte sie: »Hast du eigentlich Angst?«

»Vor dir?«

»Richtig.«

»Wäre ich sonst gekommen?«

Abermals drang dieses gutturale Lachen aus ihrem Mund. »So kannst du nicht sprechen, Bill Conolly. Du heißt doch so, nicht?« Sie redete weiter.

»Ich bekomme öfter Besuch, aber ich muß auch sagen, daß diese Besucher nie richtig locker sind, wenn sie hier erscheinen. Nicht die nackte Angst quält sie, sondern mehr ein Unbehagen. Da wirst auch du keine Ausnahme machen, aber sie alle wollten hinter mein Geheimnis kommen. Wenn einmal etwas über eine Person geschrieben wurde, dann ist es so, als würdest du einen Stein ins Wasser werfen, der immer mehr Wellen produziert. Man schreibt über dich, und es gibt Menschen, die das lesen und ebenfalls Berichte über dich schreiben wollen.«

»Das stimmt.«

»So war es auch bei mir. Man hat mich zu Talk-Shows eingeladen, auch sollte ich Interviews bei diversen Radiosendern geben, aber das alles habe ich abgelehnt. Ich möchte für mich bleiben und meine Ruhe haben. Ich möchte nur demjenigen etwas sagen, den ich persönlich für wichtig halte. Ansonsten bleibe ich hier und halte meinen Mund, denn ich kann mich sehr gut mit mir selbst beschäftigen, was die meisten Menschen verlernt haben.«

»Nur mit dir?«

»Ja, das ist wichtig, ob du es nun glaubst oder nicht. Ich muß mich immer wieder mit mir beschäftigen, sonst verlerne ich es. Sonst sind meine Fähigkeiten verschüttet. Das Bad im Pool ist etwas Wunderbares für mich. Es erfrischt mich von außen wie dich der Trank von innen, und ich liebe auch meine Spielgefährten.«

»Die Schlangen?«

»Sie sind wunderbar, Bill. Tiere sind sowieso etwas Besonderes. Man kann sich auf sie mehr verlassen als auf Menschen. Sie sind nicht falsch. Sie zeigen dir, daß sie dich lieben.«

»Wenn du meinst.«

»Denk an den Raben.«

Bill nickte. »Den habe ich gesehen.«

»Er ist mein bester Freund. Er schafft es auch, mir die Feinde vom Leib zu halten.«

Bill mußte lächeln. »Dann siehst du mich aber nicht als deinen Feind an, glaube ich.«

»Oh! Wie kommst du darauf?«

»Hättest du mich sonst in dein Haus gelassen?«

»Das stimmt. Du bist nicht mein Feind. Aber ich hasse Menschen, die so tun, als wären sie Freunde. Sie müssen dieses Verstellen oft teuer bezahlen.«

Bill blies die Luft durch die Nase aus. »Das sehe ich ein, aber was hat dir an mir gefallen?«

»Ich war neugierig.«

»Mehr nicht?«

»Du hast einen weiten Weg hinter dich gebracht, und ich spüre sehr deutlich, daß du dich von den anderen Menschen abhebst, die etwas von mir wollen. Du willst mehr über mich wissen, und du möchtest mein Geheimnis ergründen.«

»Ich kann es nicht leugnen.«

»Für wen schreibst du?« fragte sie nach einer Weile.

Bill hob die Schultern. »Für zahlreiche Zeitschriften. Sie erscheinen in einigen Ländern, auch in den Staaten. Mich interessieren außergewöhnliche Menschen und Phänomene.«

»Willst du die Rätsel der Welt lösen? Willst du das Leben und den Tod begreifen?« fragte sie weiter.

»Kann man das denn?«

Ihre glatte Stirn legte sich in Falten. »Es gibt immer wieder Menschen, die es versuchen.«

»Wie du!«

»Ja«, gab sie lachend zu. »Aber ich bin eine besondere Person, eine Schamanin. Davon gibt es nur wenige, wenn du verstehst.«

»Deshalb bin ich hier.«

»Und Schamanen behalten ihre Künste und Weisheiten zumeist für sich.«

»Aber du hast dich offenbart«, sprach Bill dagegen. »Du hast deine Geheimnisse nicht für dich behalten, sonst hättest du dieses Interview nicht gegeben.«

»Stimmt.«

»Also mußt du damit rechnen, daß andere kommen und dich sprechen wollen.«

»Das ist bereits geschehen, wie ich dir sagte.«

»Und warum weigerst du dich, mir etwas zu sagen?«

Imelda kicherte. »Ich soll mich weigern? Ich habe mir nur Zeit gelassen. Zeit hast du doch - oder?«

»Wie man's nimmt.«

»Oder wartet jemand auf dich?« Sie hatte die Frage schnell gestellt. Wie jemand, der die Antwort schon kannte, und sie schaute Bill scharf

dabei an.

»Eigentlich nicht.«

»Du lügst!«

»Wieso?«

»Ich weiß, daß jemand auf dich wartet, und ich werde dir gleich den Beweis liefern.«

Die Antwort hatte Bill nicht gefallen. Er fühlte sich in die Defensive gedrängt.

Die Frau war gefährlich. Sie wußte mehr, als sie zugab, denn sie schaute hinter die Dinge wie jemand, der ein drittes Auge hat. Der Reporter dachte an Ortiz, den er zurückgelassen hatte. Imelda hatte ihn zwar nicht namentlich erwähnt, aber indirekt schien sie schon Bescheid zu wissen. Er hatte den Mann nicht erwähnt, und es ging ihm nicht mehr so gut.

»Du sorgst dich?«

»Möglich.«

»Es wird nicht mehr lange dauern, mein Freund«, sagte sie mit erhobener Hand, »dann bekommst du die Antwort.«

»Aber nicht durch dich.«

»Nein, nicht durch mich. Durch jemand anderen. Du hast ihn schon gesehen, Bill.«

Er war gespannt, aber er sagte nichts. Innerlich fühlte er sich aufgeputscht.

Manchmal rieselte es auch kalt seinen Rücken hinab.

Wieder war der Schatten da. Er kannte ihn, und über seinem Kopf hörte er einen krächzenden Schrei, als würde jemand unter entsetzlichen Qualen leiden.

Bill schaute unwillkürlich hoch. Seine Muskeln krampften sich zusammen.

Der Schatten nahm Gestalt an, er hörte das heftige Flattern von Flügeln, dann huschte der Rabe heran, senkte sich dem Boden entgegen und landete auf Imeldas Knien.

Auch als er die Flügel zusammengefaltet hatte, fiel Bill auf, wie groß er war. Einfach übergroß. Da konnte ein normaler Rabe nicht mehr Schritt halten. Imelda streichelte seinen Schnabel und das Gefieder. Sie war zu ihm wie eine Mutter, und sie sprach mit leiser Stimme auf das Tier ein.

Der Rabe blieb stumm, aber er sah anders aus als zuvor. Irgend etwas hatte sich bei ihm verändert, das bemerkte auch Bill. Leider war es zu dunkel, um alles genau erkennen zu können, aber Imelda half ihm dabei, denn sie reichte die Hand und ihren Arm über den Tisch hinweg, drehte die Hand dann, so daß Bill auf die Fläche schauen konnte, die an bestimmten Stellen naß und dunkel war.

Imelda hielt die Augen weit offen. Die Pupillen sahen aus wie dunkle

Ölpfützen.
»Weißt du, was das ist?« flüsterte sie.
»Nein, aber…«
»Du kannst es dir denken, wie?«
»So ähnlich.«
»Es ist Blut«, sagte die Frau. »Mein Freund ist unterwegs gewesen. Corvatsch ist ein guter Wächter. Er achtet darauf, ob jemand mit falschen Karten spielt.« Auf ihren Lippen malte sich allmählich ein wissendes und auch hinterlistiges Lächeln ab, das Bill einfach nicht gefallen konnte. Er ahnte, daß mehr hinter dieser Person steckte, besonders hinter deren Bemerkungen. »Du bist nicht allein gekommen, Bill. Da ist noch jemand gewesen.«
»Ja, jemand, der den Weg kannte.«
»Siehst du?«
»Aber ich habe ihn nicht mitgebracht. Er wartet auf mich genau dort, wo die Straße beginnt.«
»Das weiß ich. Nur irrst du dich. Er hat dort auf dich gewartet. Schau dir meine Hand an. Weißt du, was es ist?«
»Sicher«, gab Bill mit leiser Stimme zu. »Ich kann es mir schon denken.«
»Blut!« erklärte sie mit rauh klingender Stimme. »Das hier ist Blut. Aber es ist nicht mein Blut, sondern das Blut des Menschen, der auf dich gewartet hat. Mein Rabe Corvatsch hat ihn angegriffen. Er mochte ihn nicht. Er will mich beschützen. Ich hatte ihm den Befehl erteilt, sich umzuschauen.«
»Was ist mit Ortiz?« fragte Bill. Er umklammerte mit beiden Händen die Stuhllehnen.
»Tot«, erklärte Imelda. »Er ist tot.«
Bill schloß für einen Moment die Augen. Er wollte und konnte es nicht begreifen, deshalb schüttelte er auch den Kopf. »Warum denn tot? Was hat er dir getan?«
»Mir nichts. Corvatsch wollte ihn nicht. Er ist sehr eigen. Ich kann ihn nicht immer unter Kontrolle halten. Wenn er etwas nicht will, muß man das akzeptieren.«
»Und er hat ihn getötet?«
»Das weiß ich nicht genau. Er hat ihn zumindest angegriffen und auch verjagt.« Imelda lächelte den Raben an. »Du bist ein braver Wächter. Du bist wirklich ein guter Aufpasser. Ich kann mich immer auf dich verlassen.«
Bill beobachtete die Szene, ohne etwas zu sagen. Er wollte auch nicht mehr denken, das aber kam automatisch, denn plötzlich machte er sich Vorwürfe, daß es vielleicht doch nicht so gut gewesen war, nach Haiti auf eigene Faust zu fahren. Er hatte diese Imelda zwar ernst genommen, aber nicht ernst genug, denn hinter ihr steckte mehr. Sie

war mit einer Kraft gesegnet worden, die er kaum fassen konnte. Die Macht und die Kraft der Schamanen hatten sich in ihr zusammengefunden und sie so über die anderen gestellt. Sie war der Natur zugetan, aber auch sie besaß eine böse Seite, wie Bill hatte erleben können. Ortiz lebte nicht mehr. Es gab für ihn keinen Grund, dies nicht zu glauben.

Imelda hatte ihren Besucher vergessen. Sie kümmerte sich einzig und allein um den Raben, den sie streichelte wie andere Frauen ihren Geliebten. Mit sanften Bewegungen glitten die Hände über das dunkle Gefieder hinweg, und das Tier schien diese Belohnung zu genießen, denn es gab Geräusche ab, die schon entfernt an das wohlige Schnurren einer Katze erinnerten.

»Er ist ein Freund«, sagte Imelda und hob den Raben an. »Flieg, mein Freund, und gib auf mich acht!« Sie hatte den Vogel angehoben, dann drückte sie beide Hände nach vorn, und der Rabe löste sich aus dem Gefängnis.

Flatternd stieg er in die Luft, blieb aber nicht sehr hoch, sondern flog dicht über die dunkle Wasserfläche des Pools hinweg, wobei er seinen Kopf noch bewegte, als wollte er mit dem Schnabel nach den Schlangen hacken.

Ziele fand er nicht. So stieg er wieder hoch in das düstere Licht unter dem Dach und war sehr bald verschwunden.

Imelda streckte sich wieder. »Freust du dich?« fragte sie.

»Worüber?«

»Daß er weg ist.«

»Ich weiß nicht so recht.«

»Doch«, sagte sie, »du freust dich,, denn du hast Angst davor gehabt, daß er dich angreifen könnte.«

»Für einen Moment habe ich tatsächlich daran gedacht«, gab Bill zu.

»Aber warum hätte er mich angreifen sollen? Ich bin zu dir gekommen, weil ich mit dir sprechen möchte. Ich will dir nichts Böses. Ich will nur über dich schreiben.«

Imelda konnte das Lachen nicht unterdrücken. »Mach dir doch nichts vor, Bill Conolly. Du müßtest doch selbst wissen, daß Papier oft gefährlicher ist als Waffen. Viel wird geschrieben, und vieles ist Lüge oder Mist. Es stimmt nicht, es ist ein Vertrauensbruch…«

»Halt!« Bill fiel ihr ins Wort. »Da magst du recht haben, was bestimmte Gazetten angeht, aber ich schreibe für seriöse Zeitschriften, und da sieht das schon anders aus.«

Wieder lachte sie so unheimlich. Hob die Arme und klatschte die Hände zusammen. »Soll ich dir das glauben?«

»Es wäre nicht schlecht.«

»Gut«, sagte sie nach einer Weile und nickte. »Ich werde dir glauben, Bill.«

»Danke.«

Sie setzte sich wieder normal hin und drehte den Kopf, daß sie den Reporter anschauen konnte. »Eins muß ich dir noch sagen. Ich gehöre zu den Menschen, die sehr schnell herausfinden, ob jemand lügt oder ob er die Wahrheit sagt. Bevor ich dich an meinem Experiment teilhaben lasse, möchte ich dir einige Fragen stellen, und du sollst sie mir wahrheitsgemäß beantworten.«

»Das werde ich tun.«

»Sehr schön, Bill, dann fange ich jetzt an.«

»Ich warte.«

»Entspanne dich. Es ist nicht schlimm. Ich brauche nur einige Informationen, die dich betreffen.« Sie hob ihren Becher an und schluckte den darin befindlichen Trank.

Bill wußte nicht, was Imelda vorhatte. Es gefiel ihm nicht besonders, doch er mußte das Spiel mitmachen, wollte er die Frau nicht verärgern.

Wie ihr Test aussehen würde, darüber machte er sich noch keine Gedanken.

Das Gesicht der Frau sah er jetzt deutlicher. Eigentlich nur diese Maske, und in seinem Innern erhitzte sich das Blut, als wollte es allmählich anfangen zu kochen.

Ihm wurde heiß. Aber nicht so, als hätte er unter der Sonne gelegen. Es war einfach eine andere Hitze, die möglicherweise mit dem genossenen Trank zusammenhing.

Bill bewegte die Augen. Er wollte eine andere Blickperspektive bekommen, was gar nicht so einfach war, denn einzig und allein Imelda war für ihn existent. Nur sie zählte noch, alles andere trat im wahrsten Sinne des Wortes zurück. Der Hintergrund verschwamm, und Bill sah einzig und allein ihr Gesicht.

Sie bewegte den Mund. Er hörte sie sprechen. Sehr leise, aber trotzdem gut zu verstehen. »Bill Conolly, du bist zu mir gekommen, um mich zu interviewen. Stimmt das?«

»Ja.«

»Du kommst aus London?«

»Richtig.«

»Bist du verheiratet?«

»Mit Sheila.«

»Habt ihr Kinder?«

»Einen Jungen. Er heißt Johnny.« Bill gab die Antworten automatisch.

Auch wenn er sich hätte weigern wollen, er hätte es nicht gekonnt. Der Bannstrahl dieser Frau hielt ihn umfangen wie ein unsichtbares Gefängnis, aus dem er sich nicht befreien konnte.

»Und ihr lebt zusammen? Ihr seid nicht geschieden?«

»Sind wir nicht.«
»Dann ist eure Ehe glücklich?«
»Ist sie.«
»Schön, schön«, flüsterte sie. »Ihr hängt aneinander, nicht wahr?«
»Ja.«
»Wo lebt ihr in London?«
»In einem Haus. In einem eigenen Haus. Im Süden. Es ist sehr schön dort.« Es kam Bill gar nicht in den Sinn, es mit einer Lüge zu versuchen.
Dazu war er nicht in der Lage. Dieser andere Bann umklammerte ihn noch immer, sogar noch stärker. Imelda war weiterhin die Spinne, er die Fliege, die im Netz dieser Spinne hing, und er sah auch weiterhin nur ihr Gesicht, das sein maskenhaftes Aussehen nicht verändert hatte. Es schien nicht aus Haut, sondern aus Holz zu bestehen.
»Wo ist das genau?«
Mit flüsternder Stimme gab Bill die Adresse bekannt. Er registrierte das zufriedene Lächeln der Schamanin nicht und auch nicht das leichte Nicken.
Imelda war zufrieden, aber sie fragte trotzdem weiter. »Deine Frau und deinen Sohn hast du zu Hause gelassen?«
»Ich nehme Sheila nur selten mit auf Dienstreise.«
»Hat sie Angst um dich?«
»Immer.«
»Ja, eine Frau, die liebt, muß Angst um ihren Mann haben.« Imelda rieb ihre Hände und kicherte. »Ich freue mich wirklich, daß dich dein Weg zu mir geführt hat. So kann ich tief durchatmen und mich für die Zukunft vorbereiten.«
Bill gab darauf keine Antwort, denn sie hatte ihn nichts gefragt, und er war allein darauf programmiert worden, nur Fragen zu beantworten, die Imelda stellte.
Der Tisch zwischen ihnen war klein, und wenn sich Imelda nach vorn beugte, konnte sie Bill berühren. Das tat sie auch. Bill spürte plötzlich ihre Finger über sein Gesicht gleiten. Die Kuppen strichen an seiner rechten Wange entlang wie eiskalte Fäden.
Das war genau der Augenblick, in dem er wieder erwachte und zu sich selbst fand. Die Augen der Frau kamen ihm nicht so groß vor, als würde er in ihnen ertrinken. Es war wieder so wie immer, und der Reporter holte tief Luft.
Er schüttelte den Kopf. Im Mund spürte er einen fremden Geschmack.
Dann schaute er zu, wie Imelda sein Glas nahm und aus dem Krug die Flüssigkeit hineingoß. »Hier, du wirst Durst haben. Es ist besser, wenn du etwas trinkst.«
Ohne zu überlegen, griff der Reporter zu. Er setzte das Glas, an. Der Trank war noch kalt und rann angenehm durch seine Kehle.

Imelda wartete noch, bevor sie fragte: »Fühlst du dich wieder besser, mein Freund?«

»Ein wenig.«

»Und du willst noch immer ein Gespräch mit mir führen und auch Beweise für meine Kunst erhalten?«

»Deshalb bin ich hier.«

»Dann komm mit. Ich habe mich entschlossen, dir zu vertrauen. Ich werde dich einweihen in die Geheimnisse der Schamanenkunst, und ich werde dir berichten, was ich erlebte.«

Der Reporter hatte zwar zugehört, aber nicht alles begriffen. »Warum sprichst du von Erlebnissen?«

Imelda tat erstaunt. »Wolltest du nicht alles wissen?« flüsterte sie. »Das ganze große Geheimnis?«

»Sicher, das schon, aber…«

»Keine Widerrede, mein Freund.« Sie erhob sich. »Komm mit, und du wirst begeistert sein.«

Bill sah, daß sich die Frau erhob, und auch er stand auf. Nicht so locker wie Imelda, er stemmte sich regelrecht hoch. Imelda stand bereits und wartete auf ihn. Sie trug noch immer ihr Badetuch, streckte die Hand aus und faßte Bill an. Er spürte ihre Haut an der Innenseite der Hand, und sie kam ihm spröde vor.

Sie ging mit ihm weg. Beide traten hinein in den hinteren Teil des Raumes, wo sie kurz vor einer Tür stoppte. Imelda drehte den Knauf und schob die Tür auf. »Tritt ein, Bill, und du wirst eine andere Welt erleben…«

***

Irgendwo hatte Imelda schon recht, denn die Welt in dem Zimmer konnte beim besten Willen nicht als normal angesehen werden. Es gab keine normale Einrichtung. In der Mitte stand eine Liege. Sie war mit einem schwarzen Tuch bedeckt und zeigte als Druck einen Teil des Sternenhimmels. Unter der Decke und direkt über der Liege war eine Lampenschale befestigt, die sich nur allmählich erhellte, als Imelda einen Schalter betätigte.

Sehr weiches Licht fiel als Kegel und konzentrierte sich einzig und allein auf die Liege, die noch frei war.

Etwas verlegen schaute sich Bill um. Er sah keine Fenster, aber im Hintergrund standen zwei Totempfähle, die wie einsame Wächter Wache hielten.

Imelda war von ihm weggegangen. Als sie wieder zurückkehrte, hielt sie einen Klappstuhl fest, den sie neben Bill stellte. »Hier, damit du dich setzen kannst.«

»Danke.« Bill klappte den Stuhl auseinander und setzte sich so hin wie der Besucher an einem Krankenbett. An der gegenüberliegenden

Seite der Liege stand Imelda. Ihre Hände sah Bill nicht, sie nestelten an dem Badetuch herum, wo sie den Knoten lösten.

Einen Moment später ruschte es nach unten und fiel vor den Füßen zusammen.

Imelda drehte sich um. Wieder war sie nackt. Mit ihren großen Augen glotzte sie den Reporter an, als wollte sie ihm bis auf den Grund seiner Seele schauen.

Bill war ein Mann, und es wäre natürlich gewesen, sich die Frau mit dem Interesse eines Mannes anzuschauen und sich auch gewisse Gedanken zu machen.

Aber es kam nichts rüber. Er hatte Mühe, in dieser Imelda einen Menschen zu sehen. Sie kam ihm anders vor. Sie erinnerte ihn mehr an die beiden Totempfähle, so starr und steif stand sie da. Nicht nur das Gesicht machte auf sie einen künstlichen Eindruck, auch der Körper.

Als sie sich bewegte und auf die Liege kletterte, hätte sich Bill nicht gewundert, wenn ein Knacken oder Knirschen erklungen wäre. Das passierte nicht, und so kniete Imelda hin, schaute Bill an, lächelte kantig, um sich danach geschmeidig auf den Rücken zu wälzen.

»Nimm ruhig Platz. Entspann dich…«

Bill setzte sich hin. In der Tat war es sogar möglich, sich zu entspannen und auf das zu konzentrieren, was ihn umgab. Er nahm jetzt den fremdartigen Geruch wahr. Die Luft war relativ kühl, aber auch von einem ungewöhnlichen Duft durchweht.

Bill konnte nicht feststellen, woher dieser Duft kam. Es roch nach Frühling auf dem Lande!

Imelda hatte sich gedreht, gestreckt und lag jetzt auf dem Rücken. Die Augen standen offen. Sie drängten sich vor wie Glotzaugen. Die Schamanin schaute unentwegt in das weiche Licht der Lampe, als wäre es ein Katalysator, der sie forttransportierte.

»Du kannst ruhig näher an das Bett herankommen, Bill«, sagte sie und winkte mit dem Finger. »Möchtest du nichts aufschreiben? Ich werde jetzt reden…«

»Nein, ich nehme den Recorder.« Bill griff in die Tasche und holte das Aufnahmegerät hervor, das er einstellte. Eine rote Lampe leuchtete auf.

»Ich erlaube es dir.«

»Danke.«

Imelda legte die Hände auf ihren Bauch. »Was ich dir jetzt sage, haben vor mir schon andere gesagt und auch getan. Ich bin in der Lage, meinen Körper zu verlassen. Ich kann so etwas wie einen feinstofflichen Geist produzieren, und ich schaffe es allein durch ihn, mich auf Reisen zu begeben, die kaum zu erklären sind. Ich besuche ferne Reiche; es gibt keine Grenzen mehr. Ich kann mich bestimmten

Dingen nähern, ohne selbst gesehen zu werden, und das gilt für das irdische Dasein ebenso wie für die Existenz anderer Dimensionen. Wie ich dir schon sagte, es ist nicht einmalig, aber etwas istkbei mir anders, Bill. Auf meinen Reisen kann ich Kontakt aufnehmen. Zu Tieren, zu Menschen, zu anderen Geschöpfen. Ich spüre sie viel deutlicher, und ich habe gelernt, daß nicht nur die Menschen leben. Aber nicht nur ich spüre sie, auch die anderen können mich spüren. Sie merken, wenn ich in der Nähe bin, und ich kann es schaffen, ihre Empfindungen dabei zu verändern. Ich oder mein Zweitkörper ist in der Lage, sie zu manipulieren. Genau das ist eben das Neue an mir, das einfach Wunderbare und Phänomenale. Weißt du nun, was ich damit meine, Bill Conolly? Kannst du es dir vorstellen?«

»Nein«, gab Bill zu. »Aber ich finde es interessant. Das ist wirklich neu.«

»Danke. Du erfährst es als einer der ersten. Du wirst erleben, was alles möglich ist.«

Als Bill ihr Lächeln sah, kam es ihm hinterrücks vor. Er hatte den Erklärungen zwar gelauscht, doch die Worte hatten ihm nicht so recht gefallen. Er war im Moment nicht in der Lage, näher über sie nachzudenken und sie zu analysieren, doch die Möglichkeiten, die ihm Imelda eröffnet hatte, waren grandios - und gefährlich.

Das sah Bill auch. Wenn alles stimmte, konnte sie mit ihrem Geist oder Zweitkörper andere manipulieren. Bill hatte etwas dagegen, wenn Menschen manipuliert wurden. Er setzte sich dem schon aus, aber er wollte nicht, daß andere darunter litten.

Außerdem kam er sich vor wie jemand, der einen Fehler begangen hatte.

Tief im Hinterkopf warnte ihn eine Stimme, daß er sich nicht so verhalten hatte, wie es eigentlich hätte sein sollen, aber er kam nicht darauf.

»Wir haben Zeit«, sagte Imelda, »nicht wahr?«

»Ja, das haben wir.«

»Dann entspanne dich. Das Band kannst du später ausstellen, denn du wirst kaum etwas hören.«

»Darf ich dich etwas fragen?«

»Sicher.«

»Wie ist es möglich, daß du in der Lage bist, so etwas überhaupt zu können?«

Imelda lachte. Diesmal nicht guttural, sondern normal. »Möglich ist vieles, mein Freund. Man muß die Chancen nur erkennen, die sich einem Menschen bieten. Man muß nicht nur an das glauben, was man sieht. Es gibt in und auf dieser Welt unzählige Geheimnisse, und es gibt auch Menschen, die einen Teil dieser Geheimnisse kennen. Die Lehre der Schamanen ist alt, uralt sogar. Schon vor Jahrhunderten

oder Jahrtausenden haben sie erkannt, daß die Welt hinter dem Sichtbaren voller Rätsel steckt, und sie haben es verstanden, mit diesen Geistern Kontakt aufzunehmen und auch Wege zu finden, zu ihnen zu gelangen. Du wirst erleben, daß ich aus meinem Körper heraustrete, aber du wirst dabei nichts sehen. Trotzdem bleibe ich dabei, daß du es erleben wirst, Bill, denn du bekommst es auf eine bestimmte Art und Weise zu spüren.«

»Ich bin gespannt.«

»Das darfst du.« Sie spitzte den Mund, stieß krächzende und auch ziemlich laute Geräusche aus, die nicht Bill galten, sondern ihrem Freund Corvatsch.

Da die Tür nicht geschlossen war, hatte der Vogel freie Bahn. Er flog nicht hinein, sondern hüpfte über die Schwelle. Wieder wunderte sich Bill über dessen Größe. Er blieb für einen Moment stehen, dann drehte er den Kopf in Bills Richtung und stieß sich vom Boden ab. Mit wilden Flügelschlägen durchflog er das Zimmer, und Bill zog unwillkürlich den Kopf ein, weil er sich davor fürchtete, daß der Rabe darauf landen könnte.

Das tat er nicht. Er flog jedoch so dicht über Bills Haarschopf hinweg, daß der Reporter den Luftzug spürte. Die Haare wirbelten an einigen Stellen hoch. Der Rabe ließ sich wieder zu Boden fallen, sprang aber dann auf die Liege und stolzierte über den nackten Körper der Frau hinweg, bis er den Kopf erreichte. Es sah beinahe so aus, als wollte er sich auf ihm niederlassen, doch er nahm rechts neben dem Gesicht Platz, als wollte er die Frau beschützen.

Imelda schloß die Augen. »Ruhe«, flüsterte sie. »Nur die Ruhe führt zu einem wunderbaren Dasein, Bill. Nur so kann der Geist den Körper verlassen und auf Reisen gehen. Ich werde dir von ihnen erzählen, von meinem Trip in die fernen Länder…« Die Stimme war schon bei den letzten Worten leiser geworden, dann sackte sie völlig weg, und eine schon bedrückende Ruhe hüllte die beiden so unterschiedlichen Menschen ein.

Bill Conolly wartete. Er blies die Luft durch die Nasenlöcher aus. Nur keine Geräusche absondern, die Imelda stören konnten, aber sie ließ sich nicht stören.

Bill schaute genauer hin.

Er schüttelte den Kopf, denn sie sah aus wie eine Tote. Ja, sie bewegte sich nicht, als hätte sie das Atmen vergessen, denn da hörte Bill Conolly ebenfalls nichts.

Imelda war in ihre Welt abgetaucht, und kein Fremder würde sie hervorholen können.

Bill schauderte schon zusammen, als er die Frau genauer beobachtete.

Sie konnte ihm nicht gefallen, denn sie erinnerte ihn einfach zu stark

an eine Leiche, wie sie da lag. Er betrachtete ihr Profil und hatte den Eindruck, als hätten sich die Augen noch weiter aus den Höhlen geschoben, um später als schleimige Masse über das Gesicht zu kriechen.

Sie blieben in den Höhlen. Nichts passierte äußerlich mit Imelda. Man hätte sie auch jetzt in einen Sarg packen können, und Bill konnte seine Neugierde nicht länger im Zaum halten. Vorsichtig stand er auf, den Blick dabei auf den Raben gerichtet, der auch ihn unter Kontrolle behielt. Sollte er sich bewegen, war Bill bereit, sich sofort wieder auf seinen Klappstuhl zurückzuziehen.

Es war ganz einfach. Er brauchte nur aufzustehen und die Frau zu berühren, doch der Reporter nahm es in diesen Augenblicken als etwas Besonderes wahr. Er fühlte sich wie in einem Film, bei dem sich der Regisseur einzig und allein auf ihn konzentrierte.

Bill blieb in einer nach vorn gebeugten Haltung stehen. Er brauchte nur die Hand auszustrecken, um das Gesicht der regungslosen Frau berühren zu können. Er wollte feststellen, ob die Körpertemperatur gesunken war, denn so etwas passierte bei diesen Vorgängen.

Bill legte die Hand auf die Wange.

Kalt - ja, sie war kalt. Aber nicht so kalt wie die einer Toten. Und wieder überkam Bill der Eindruck, keine Haut anzufassen, sondern Holz, obwohl er die »Haut« leicht eindrücken konnte.

Wer war diese Frau?

Er kannte ihren Namen, mehr nicht. Er wußte, daß sie eine Schamanin war, die das alte Wissen ihrer Vorfahren gesammelt hatte, das sie nun einsetzte.

Bill zog die Hand wieder zurück. Er schielte dabei auf den Vogel, der allerdings nichts tat. Er hockte da und wartete einfach nur ab. Wenn etwas passierte, was ihm nicht paßte, würde er eingreifen, das stand auch für Bill Conolly fest.

Der Reporter setzte sich wieder normal hin. Mit dem Rücken drückte er sich gegen die Lehne. Dann strich er über sein Gesicht und stöhnte leise auf.

Er wußte selbst nicht, weshalb er so aufgeregt war. Es war nichts geschehen, er hatte nichts gesehen, auch keinen Geist, keinen feinstofflichen Körper und…

Bill erstarrte.

In Sekundenschnelle schien er zu vereisen. Da war etwas, obwohl er es nicht sah, denn etwas hielt plötzlich seine Fußknöchel umklammert…

***

Der Reporter saß bewegungslos auf dem Stuhl. Er konnte es nicht glauben, es war nicht vorstellbar für ihn, und so hielt er zunächst

einmal den Atem an. Er hörte seinen eigenen Herzschlag sehr laut. Bis er schließlich Luft holen mußte.

Etwas war passiert. Er hatte es nicht gesehen, aber sehr deutlich gespürt. Jemand umklammerte seine Fußknöcheln, aber er konnte nicht erkennen, wer oder was das war, denn als er nach unten schaute, da sah er nichts, gar nichts.

Damit wäre Bill nicht zurechtgekommen, hätte man in zuvor nicht eingeweiht.

So konnte er sich schon besser zurechtfinden, denn jetzt wußte er, daß der Geist den Körper der Frau verlassen hatte und ihn umgab. Er sah ihn nicht, aber der Astralleib sah ihn.

Bill drehte den Kopf. Es kam ihm selbst naiv vor, daß er sich damit aufhielt, aber er war auch irgendwo hilflos, kam mit dem Phänomen nicht zurecht.

»Wo bist du…?« Er hatte die Worte leise gesprochen und war nicht mal enttäuscht, keine Antwort zu bekommen, denn wer immer ihn auch umgab, er hielt sich zurück.

Bill versuchte es trotzdem. »Imelda…?«

Seine Stimme verklang, doch eine Antwort erhielt er nicht. Bill kam sich dabei vor, als schwebte er selbst in diesem seltsamen luftverdünnten Raum wie ein Geist. Er saß nicht auf dem Stuhl, sondern hatte sich in der sitzenden Haltung erhoben, als wäre er von anderen Händen fortgetragen worden.

Ein Geräusch schreckte ihn auf.

Der Rabe am Kopf der Frau hatte sich bewegt. Nur kurz war das Rascheln der Flügel zu hören gewesen. Jetzt hob er mit einer ruckartigen Bewegung den Kopf. Seine glatten, wimpernlosen Augen waren auf den Reporter gerichtet.

Der Blick gefiel ihm nicht. Er kam ihm so stechend vor, als wollte er ihn durchbohren.

Bill verzog den Mund. Er lächelte. Der Rabe war nicht normal. Im Märchen konnten sich Menschen in Tiere verwandeln. Auch hier hatte er den Eindruck, als wäre der Rabe kein echter Vogel, sondern tatsächlich ein Mensch, der sich später in ein Tier verwandelt hatte.

»Schon gut«, flüsterte er, »schon gut…« Mit den Händen strich er an seinen Beinen entlang, weil er nachfühlen wollte, ob die Berührungen noch vorhanden waren.

Nein, da war nichts mehr.

Bill schüttelte den Kopf. War es Einbildung gewesen? Ihm fiel auf, daß sich die Spulen des kleinen Recorders noch immer drehten. Er wollte das Gerät ausschalten, aber seine Hand bewegte sich plötzlich nicht mehr. Ein Flüstern hatte sie gestoppt.

»Grenzen werde ich überschreiten, Bill. Grenzen. Ich erobere die Welt. Es gibt keine Hindernisse mehr. Ich bin auf der Reise. Ich fliege

weit, weit weg…«

Conolly war durcheinander. Er wußte nicht, wer da gesprochen hatte.

Natürlich, es war Imeldas Stimme gewesen, aber sie war kaum aus ihrem Mund gedrungen, das hätte er gesehen, denn keine der beiden Lippen hatte sich auch nur um eine Idee bewegt.

Oder der Rabe?

Er schaute hin.

Regungslos saß das Tier auf der Stelle. Bill traute weder ihm noch der Schamanin. Er kam sich vor wie jemand, der in einem Geisterreich gefangen war…

***

»Hat Dad schon was von sich hören lassen?« fragte Johnny, als er die Küche betrat.

»Nein.«

Das eine Wort hatte dem Jungen gereicht. Wenn seine Mutter so sprach, war sie sauer und ärgerte sich. Das konnte Johnny verstehen, denn sein Vater war schon zu lange weg.

»Ich wasche mir noch die Hände, dann komme ich. Was gibt es den heute abend?«

»Pfifferlinge - frische. Auf dem Markt sahen sie herrlich aus. Ich habe eine Suppe gekocht. Anschließend bekommst du sie mit Speck geschmort. Ist es recht, der Herr?«

»Ja, schon gut, Mum. Ich kann doch nichts dafür, wenn du dich ärgerst. Sorry.«

Nein, du kannst nichts dafür, dachte Sheila. Du bestimmt nicht, aber dein Vater hätte zumindest anrufen können, wo er sich herumtreibt und was er vorhat.

Viel wußte Sheila Conolly nicht. Ihr Mann Bill war in die Karibik geflogen, wo er sich auf der Insel Haiti umschauen wollte. Nicht zum Spaß, auch nicht, um dort Urlaub zu machen, ihm ging es um etwas ganz anderes.

Er wollte herausfinden, welches Geheimnis eine Frau mit dem Namen Imelda umgab, über die Bill gelesen hatte. Sie war etwas Besonderes. Sie wurde als Schamanin bezeichnet, und Bill hatte seiner Frau auch einen Artikel gezeigt, in dem über Imelda berichtet worden war.

Wie immer hatte es Sheila nicht gefallen, daß sich Bill allein auf den Weg machte. Aber sie wußte auch, daß sie ihn nicht anketten konnte. Bill brauchte die Freiheit, und sein Job führte in alle Ecken der Welt, weil er Rätsel und Geheimnisse lösen wollte, die ihren Ursprung in alten Kulturen hatten. Das ging schon seit Jahren so, und die Conollys hatten mit übersinnlichen oder dämonischen Mächten Erfahrungen sammeln können, was nicht zuletzt an ihrem gemeinsamen Freund

John Sinclair lag, der auch Geisterjäger genannt wurde und zugleich Johnnys Patenonkel war.

Johnny kehrte zurück. »Frisch gewaschen«, sagte er und zeigte Sheila beide Hände, als wäre er noch ein kleines Kind.

Sie mußte lachen. »Ist schon gut. Ich war ein wenig nervös. Setz dich jetzt.«

Mutter und Sohn aßen in der Küche. Als Sheila die Suppe serviert hatte, schaute sie aus dem Fenster, wo silbrig schimmernden Tropfen vom Himmel her fielen.

Es regnete in Strömen. Immer dann, wenn die Tropfen in das Licht der Außenleuchte gerieten, schimmerten sie auf. Zudem war es auch kälter geworden. Zwar zeigte der Kalender erst Ende August an, aber einer der Wetterfrösche im Fernsehen hatte strikt behauptet, daß der Sommer schon vorbei war. Das Wetter schien ihm wirklich recht zu geben.

Johnny aß die Suppe. Auch Sheila verspürte Hunger. Das Essen war wirklich super, aber der Appetit wollte sich nicht so recht bei ihr einstellen, denn ihre Gedanken drehten sich nach wie vor um ihren Mann, der in der Karibik weilte.

Einmal hatte er nur angerufen, daß er gelandet war, aber das reichte Sheila nicht. Sie erwartete, daß sich Bill wieder meldete. Es war auch nicht seine Art, stumm zu bleiben, normalerweise nicht, es sei denn, er war verhindert, oder es war etwas Schreckliches passiert.

Daran hakten sich Sheilas Gedanken fest. Auch Johnny hatte längst bemerkt, daß seine Mutter nicht so locker wie sonst war. »Schmeckt es dir nicht, Mum?«

»Doch-ja.«

»Aber du siehst aus, als würdest du dein Essen nur einfach so hineinwürgen.«

»Da irrst du dich.«

»Ich weiß nicht. Mir schmeckt es jedenfalls.«

»Das freut mich.«

»Und du denkst wieder an Dad?« ‘ Sheila schaute auf und sah ihren Sohn an. »Ja, ich denke an ihn. Warum soll ich dir etwas vormachen?«

Johnny trank einen Schluck Cola. »Ist sein Job denn gefährlich?«

Sie hob die Schultern. »Das kann ich dir nicht genau sagen. Aber was ist bei deinem Vater schon ungefährlich, wenn er mal wieder auf Reisen ist? Kannst du mir das sagen?«

»Nein.«

»Na bitte.«

»Ich habe den Artikel auch gelesen. Muß eine komische Frau sein, diese Imelda.«

»Ja, sie ist wohl eine Schamanin.«

»Warum ist John denn nicht mitgeflogen?«

Sheila schüttelte den Kopf. »Das ist nicht so einfach, Johnny. Dein Patenonkel ist Polizist. Er kann erst eingreifen, wenn etwas passiert ist. Das war hier nicht der Fall. Dein Vater will über diese Imelda einen langen Bericht schreiben. Sie ist zwar eine besondere Frau, aber sie hat sich keines Vergehens oder Verbrechens schuldig gemacht. Sie ist einfach nur interessant. Vor allen Dingen für die Medien, für die dein Vater ja arbeitet.«

»Da hast du recht, Mum.«

Sheila sah, daß Johnny seinen Teller leer hatte. »Möchtest du noch etwas Suppe?«

»Nein, danke, es ist genug.«

»Dann gibt es jetzt die Pilze.«

Die Pfanne stand auf dem Ofen. Sheila nahm zwei Teller. Johnnys füllte sie mit der doppelten Menge an Pilzen. Ihr reichten nur wenige. Sie kehrte wieder zum Tisch zurück, setzte sich, probierte die geschmorten Pfifferlinge und war zufrieden. Auch ihr Sohn freute sich über das Essen. Er lobte es, was Sheila zu einem Lächeln veranlaßte. Für einen Moment vergaß sie Bill und…

Das Telefon tutete.

Da die Conollys die Apparate auf die verschiedenen Räume im Haus verteilt hatten, stand auch einer in der Küche. Sheila brauchte nur den Arm auszustrecken, um den Hörer an sich zu nehmen. Sie hörte noch, wie ihr Sohn sagte. »Das ist bestimmt Dad«, dann meldete sie sich mit etwas hektisch klingender Stimme.

»Grüß dich, Sheila.«

»Du - John?« Sie war überrascht, denn sie hatte mit Bills Meldung gerechnet.

Sinclair lachte. »Das klang aber nicht begeistert. Habe ich dir was getan?«

»Unsinn! Ich habe nur nicht erwartet, deine Stimme zu hören, sondern…«

»Bill?«

»Ja.«

»Oh, er hat noch nicht angerufen?«

Sheila schoß die Röte ins Gesicht. »So kann man das nicht sagen, John. Er hat aber nur einmal angerufen.«

»Aber er ist auf Haiti?«

»Das stimmt.«

»Sorry, aber ich war in den letzten Tagen in Deutschland und wollte einfach nur fragen, was so läuft. Kannst du mir mehr über seine Reise sagen? Ich weiß bisher nur, daß er in die Karibik geflogen ist.«

»Wo er eine gewisse Imelda interviewen will, eine ungewöhnliche Frau, eine Schamanin.«

»Ach.«

»Davon hast du nichts gehört?«

»Nein«, hörte Sheila die Stimme des Geisterjägers. »Das habe ich wirklich nicht. Weißt du denn mehr?«

»Nicht viel…«

»Dann erzähl mir das Wenige.«

Sheila berichtete dem Freund, um was es ging, und sie fand in John Sinclair einen aufmerksamen Zuhörer. Als sie von ihrer Unruhe erzählte, war John anderer Meinung.

»Da brauchst du dir keine Sorgen zu machen, Sheila. Kannst du dir vorstellen, wo diese Frau lebt?«

»Ich weiß nichts.«

»Haiti ist nicht London, wo du an jeder Ecke ein Telefon findest. Ich könnte mir vorstellen, daß sich diese Imelda in die Einsamkeit zurückgezogen hat. Es wird für Bill nicht leicht gewesen sein, sie zu finden. Außerdem sind diese Frauen sicherlich sehr mißtrauisch. Um sie zum Reden zu bringen, hat er sicherlich manche Wände einreißen müssen, und das kostet Zeit.«

Sheila mußte lachen. »Ich finde es ja toll, John, daß du versuchst, mich zu beruhigen.« Sie hob die Schultern. »Ich weiß selbst, daß ich manchmal überempfindlich reagiere, aber die Erfahrung hat mich gelehrt, daß doch Dinge geschehen sind, die man mit dem normalen Verstand kaum begreifen kann.«

»Stimmt.« Der Geisterjäger legte eine kleine Pause ein. »Es ist ein Abend zum Weglaufen«, sagte er. »Ich sitze hier in meiner Bude und schaue dem Regen zu.«

»Wie ich und Johnny.«

»Wie wär's denn, wenn ich euch besuche? Wir unterhalten uns, trinken ein Glas Wein und…«

»Wenn du willst…«

»Immer. Dann kann ich auch gleich selbst mit Bill sprechen, wenn er sich meldet.«

»Aha«, sagte Sheila. »Dir ist der Fall wohl auch nicht geheuer - oder?«

»Wie soll ich sagen? Er ist schon interessant, meine ich.«

»Dann komm.«

»Okay, ich schwinge mich in den Rover und düse los.«

»Wir warten, John. Bis gleich.« Als Sheila den Hörer wieder auflegte, hatte sich ihr Gesicht entspannt. Sogar ein Lächeln zeichnete sich auf ihren Lippen ab.

Johnny, der noch am Tisch saß, schaute zu ihr hoch. »Na, geht es dir jetzt besser?«

»Ja, viel besser.«

»Mir auch.« Er deutete auf seinen leeren Teller. »Kann ich noch ein paar Pfifferlinge haben?«

»Aber sicher, Junge. Es freut mich, daß es dir schmeckt.«
»Ich brauche auch eine Unterlage.«
»Wenn du so redest, hast du sicherlich noch etwas vor«, sagte Sheila, als sie Johnny noch eine Portion gereicht hatte.
»Ja, wir wollten ins Kino.«
»Wir?«
»Zwei Freunde und ich.« Sheila nickte. »Was seht ihr euch an?«
»Independence Day.«
»Um Himmels willen! Warum nur immer diese Katastrophenfilme? Wir haben als Familie schon genug Katastrophen erlebt.«
»Aber Mum.« Johnny sprach zu seiner Mutter wie zu einem Kind. »Soll ich den anderen sagen, daß wir das schon genug zu Hause gehabt haben? Möchtest du das?«
»Nein, das nicht.« Sie lächelte. »Okay, aber komm nicht zu spät nach Hause.«
»Keine Sorge.« Johnny aß schneller und sprach mit vollem Mund.
»Wenn Dad anruft, mußt du ihm aber schöne Grüße von mir bestellen. Versprochen?«
Sheila hob den rechten Arm. »Ja, versprochen.«
»Gut, dann esse ich nur noch auf.«
Auch Sheila hatte sich wieder gesetzt. Jetzt war sie froh, daß John rüberkommen wollte, denn das Alleinsein hielt sie nicht länger aus. Es war wirklich nicht leicht für sie, ihren Mann so weit weg zu wissen und keine Kenntnis davon zu haben, wie es ihm ging oder was mit ihm geschehen war. Haiti war ein fremdes Land, Teil einer Insel in der Karibik, und dort wurden magische Rituale gepflegt, deren Ursprung im afrikanischen Voodoo-Zauber lag. Vieles war fremd, böse und unheimlich für einen Europäer, auch wenn er sich mit diesem Gebiet beschäftigte.
Johnny trank noch den letzten Schluck Cola, nickte seiner Mutter zu und schaute dann durch die Scheibe gegen den Regen. Er verzog das Gesicht.
»Die Regenjacke habe ich mir schon rausgelegt.«
»Ich kann dich auch hinfahren.«
»Nein, Mum, laß mal. Dann sagen die anderen, da kommt das Kleinkind, das von seiner Mutter gebracht wird.«
»Ist doch Unsinn!«
»Für dich.« Johnny stand auf und verließ die Küche. Auch Sheila erhob sich seufzend und kopfschüttelnd. In die Gedankengänge der jungen Generation war es für einen Erwachsenen wirklich schwer, sich hineinzuversetzen.
Im Flur streifte Johnny die wasserdichte Parkajacke über. Er band sie unten zu, streifte die Kapuze über, grinste seine Mutter an und öffnete die Haustür. Sofort wühlte sich Wind in den Flur hinein. Er brachte

die kalten Tropfen mit, die nasse Flecken auf dem Boden hinterließen.

Johnny hatte das Rad schon neben die Haustür gestellt. Er winkte seiner Mutter ein letztes Mal zu, schwang sich in den Sattel und fuhr in den Regen hinein.

Sheila schloß die Tür. Sie schüttelte den Kopf. Bevor John kam, wollte sie noch abräumen und das Geschirr in die Spülmaschine stellen. Sie drehte sich um. Zwei Schritte ging sie.

Plötzlich blieb sie stehen.

Sie erschrak zutiefst und wurde totenbleich. Zwei Hände umfaßten ihre Brüste, obwohl Sheila keinen Menschen sah…

***

Sheila trug an diesem Abend eine beigefarbene Jeanshose und dazu einen schwarzen Pulli. Der dünne Stoff lag streichelnd auf ihrer blanken Haut, auf der sie die Hände sehr direkt spürte, die unter ihren Pullover geglitten waren, wobei die ebenfalls unsichtbaren Fingerkuppen um ihre Brustwarzen kreisten.

Die Frau war zunächst erstarrt. Sie wußte nicht, was sie denken und vor allen Dingen nicht, wie sie die Berührungen einstufen sollte. Wenn sie logisch darüber nachdachte, war dies nichts anderes als eine sexuelle Belästigung. Aber wer war der Täter?

Sekunden verstrichen. Das Blut war aus ihrem Gesicht gewichen. Sie hörte sich selbst atmen, und die Luft drang zischend durch den Lippenspalt. Es war unglaublich. Sie steckte in einer schrecklichen Lage, obwohl im Prinzip nichts geschehen war. Zumindest nichts Sichtbares.

Aber es war trotzdem etwas da.

Ihre Gedanken waren ein wenig abgewandert, so fand sie dann Zeit, um sich wieder auf die Berührungen zu konzentrieren.

Ja, sie waren noch vorhanden. Aber die nicht sichtbaren Hände bewegten sich nicht mehr. Sie blieben dort, wo sie waren. Auf ihren Brüsten!

Ich muß etwas tun! hämmerte es durch ihren Kopf. Ich muß einfach was unternehmen. Das kann nicht so weitergehen. Das bilde ich mir nur ein.

Es ist… Sheila schaffte es nicht, ihre Gedanken zu vollenden. Sie kam zu keinem Ergebnis. So etwas hatte sie noch nie in ihrem Leben durchgemacht. Es war verdammt unheimlich und vor allen Dingen unerklärlich.

Noch hatte sich Sheila Conolly nicht bewegt. Das änderte sich nach einer Weile, denn Sheila hatte es geschafft, über ihren eigenen Schatten zu springen. Endlich konnte sie sich wieder bewegen, und sie drehte sich langsam um, wobei sie sich auf ihre Brüste konzentrierte, um nur jede fremde Bewegung dort registrieren zu können.

Sie fühlte nichts mehr - oder?

Nein, die Hände machten die Bewegung nicht mit. Ihre Haut war wieder frei von diesen fremden Berührungen, und Sheila gelang es, tief durchzuatmen.

Besser fühlte sie sich kaum. Es war klar, daß sie hier einen Anfang erlebt hatte. Wer immer ihr auch etwas getan hatte oder es versuchte, er würde es sicherlich wiederholen, das stand für sie fest. Da brauchte sie keine weitere Bestätigung. Jemand hatte sie ausgesucht, und in ihrem Kopf begannen sich die Gedanken zu jagen. Sheila stellte sich vor, daß dieser ungewöhnliche Vorgang möglicherweise etwas mit ihrem Mann Bill zu tun hatte.

So zu denken, war zwar verrückt, nur hatte Sheila in ihrem Leben schon viele verrückte Dinge durchlebt, für die es kaum eine logische Erklärung gab.

Allmählich verging das Gefühl, das Sheila selbst kaum beschreiben konnte. Sie fand wieder zu sich selbst. Auch wollte sie nicht darüber nachdenken, sondern erst einmal die Dinge so lassen, wie sie waren, denn ändern konnte sie nichts.

Im Flur hinter der Haustür war es ziemlich dunkel. Das gefiel Sheila nicht, so dimmte sie das Licht heller, drehte sich noch und konzentrierte sich auf den an der Wand hängenden Spiegel.

Sie sah sich selbst. Ihr Bild zeichnete sich deutlich ab. Nichts war anders geworden, bis auf die nassen Stellen auf ihrem Gesicht. Schweißtropfen.

Sheila hörte sich selbst stöhnen. Sie trat näher an den Spiegel heran.

Nicht nur, um sich zu betrachten und zu kontrollieren. In ihr war auch die Hoffnung aufgekeimt, diesen Unsichtbaren zu entdecken, der sie berührt hatte. Vielleicht zeichnete er sich im Spiegel ab. Nicht unbedingt die Hände, sondern etwas anderes von ihm. Ein Schatten, ein Umriß, es war ja alles möglich.

Nein, da war nichts.

Nur ihre Gestalt zeichnete sich auf der Fläche ab. Und das war völlig normal.

Sie schluckte den Speichel, der bitter schmeckte. Auf ihrem Rücken spürte sie eine ungewöhnliche Kälte. Bedingt durch das Wissen, daß es weitergehen würde. Sie glaubte nicht daran, daß dieses Phänomen Schluß gemacht hatte. Es hatte sich zurückgezogen, konnte aber jeden Augenblick wieder erscheinen.

Der dunkle Pullover, die beige Hose.

Nichts hatte sich verändert!

Und doch kam sich Sheila völlig anders vor. Sie war so blaß geworden.

Zugleich verkrampft, denn die Lippen lagen dicht aufeinander. Zögernd nur hob sie die Arme an. Die Hände hielt sie gespreizt, die

Fingerkuppen berührten zuerst den Stoff an der Außenseite. Da der Pullover ein wenig locker saß, drückte sie ihn gegen die Haut, und sie wartete darauf, daß etwas passierte.

Nein, es passierte nichts, und sie fühlte auch nichts. Es blieb alles so, wie es war.

Tief atmete sie durch. Im Magen tobten kleine Nägel. Sie bissen sich förmlich hinein, und wieder durchlief ein Hitzeschauer die Frau, während sie zugleich auf der Haut die Kälte mitbekam.

»Ich will mich nicht verrückt machen lassen!« flüsterte sie sich selbst zu.

»Ich muß die Nerven behalten.« Es war für sie leichter gesagt, als getan, denn auch die Stille im Haus ging ihr auf die Nerven.

Sie war eine Belastung. Sheila wünschte sich, nicht mehr allein zu sein, zumindest hätte sie jetzt gern Musik gehört, aber das alles blieb ein Wunschtraum, und auch John Sinclair ließ sich Zeit.

Sie hatte vorgehabt, den Pullover in die Höhe zu ziehen, um ihre Brüste zu betrachten, aber sie konnte es nicht.

Noch nicht.

Wie ein kleines Mädchen, dachte Sheila. Verdammt noch mal, du benimmst dich wie ein kleines Mädchen! Wieder schluckte sie. Ihr Speichel schmeckte bitter, nach Furcht. Noch immer grübelte sie darüber nach, daß kein Gegner, kein Fremder zu sehen gewesen war, und trotzdem blieb das Gefühl, nicht allein zu sein. Da lauerte etwas. Im Hintergrund, nicht sichtbar - irgendwo…

Ich muß es tun! Ich muß es tun!

Sie tat es!

Es kam schon einer wilden Bewegung gleich, mit der Sheila ihren Pullover in die Höhe riß. Hoch bis zum Kinn hoch, und sie hielt den Stoff fest. Ihre Augen waren groß geworden. Starre, kleine Teiche. Sie sah, sie erkannte alles, und sie sah zugleich nichts.

Da waren keine Hände zu sehen, die sie belästigten. Sheila betrachtete ihre Brüste, und sie sah auch die Sommersprossen darüber. Dann glitt ihr Blick tiefer, hin zum Bauch.

Sie wollte immer abnehmen und ärgerte sich über das Pfund zuviel, das sie angeblich mit sich herumschleppte.

Sekundenlang stand Sheila mit nach oben gezogenem Pullover vor dem Wandspiegel. Sie glich dabei einer Person, die darauf wartete, daß etwas geschah, aber die andere Kraft war wohl im Moment zumindest nicht mehr vorhanden.

Sheila atmete aus. So tief und fest, daß der Spiegel an einer bestimmten Stelle beschlug. Sie ließ den Pullover wieder los, und das Kleidungsstück ruschte nach unten. Kaum hatte es seine alte Lage wieder eingenommen, ging Sheila mit einem torkelnden Schritt nach rechts und war froh, sich an der Wand abstützen zu können.

Sie wollte einfach nicht glauben, daß sie sich die Berührung eingebildet hatte. Auch einen Wachtraum hatte sie nicht erlebt. Da mußte mehr dahinter stecken.

Obwohl der Flur nicht klein war, kam er ihr plötzlich eng vor. Da glich er schon einem Gefängnis, dessen Mauern immer mehr zusammenwuchsen.

Sheila wollte einfach weg. Sie fühlte sich unwohl, und sie drehte sich um.

Zu den Liebhabern starker Getränke gehörte sie nicht. Jetzt aber brauchte sie etwas Scharfes, einen Drink. Einen Whisky, Gin oder auch einen Cognac.

Mit noch immer steifen Schritten und darauf lauernd, daß etwas passierte, ging sie in den Wohnraum, wo sie zunächst einmal stehenblieb und sich umschaute.

Das große Zimmer war leer. Auch im Garten sah sie nichts, zudem war es ziemlich schwer, dort etwas zu sehen, denn die Dunkelheit hüllte ihn ein. Dort gaben zwar einige Lampen ihr Licht ab, doch die Finsternis war zu stark. Sheila fühlte sich überhaupt nicht wohl. Sie wollte nicht aus der Dunkelheit beobachtet werden können, deshalb ließ sie das Rollo unten.

Zunächst brauchte sie einen Drink.

Sie ging zur Bar. Dort standen die Flaschen sowie die Gläser. Beides tanzte vor ihren Augen. Sie merkte abermals, wie sich ihr Magen zusammenzog, aber sie riß sich zusammen und griff nach der Flasche mit dem Malt Whisky.

Zum Glück war das Glas breit genug. So konnte sie trotz der zitternden Hand die Öffnung nicht verfehlen. Das Getränk gluckerte aus der Öffnung, und Sheila kippte noch einen Schuß hinzu, so daß sie schließlich einen doppelten Whisky vor sich hatte.

Den brauchte sie auch.

Die rechte Hand zitterte, als sie das Glas hob. Die goldbraune Flüssigkeit machte die Bewegungen mit, so daß kleine Wellen entstanden. Sheila führte das Glas zum Mund. Sie wußte, daß es noch nicht vorbei war. Es war in diesem Augenblick besonders deutlich zu spüren. Sie stand zwar vor der Bar, aber sie kam sich vor wie jemand, der allmählich aus der Realität weggezogen wurde.

Der Glasrand berührte ihre Unterlippe, und Sheila trank einen Schluck.

Da passierte es.

Die ersten Tropfen waren kaum in ihren Mund hineingeflossen, als die unsichtbaren Hände schon wieder da waren.

Nicht an ihren Brüsten.

Diesmal weiter unten.

An den Innenseiten der Schenkel kreisten sie! Und Sheila fiel vor

Schreck das Glas aus der Hand. Es landete auf dem Teppich und zerbrach.

Sie selbst fühlte sich wie gepackt. Schwindel überkam sie. Sheila konnte nichts gegen die andere Kraft tun.

Sie war zu einem hilflosen Opfer geworden…

***

Mein Tag war wirklich nicht gut gewesen. Ich hatte mich einige Male geärgert, ohne genau zu wissen, worüber. Aber derartige Tage gibt es.

Da ist man innerlich unausgeglichen, was auch am Wetter liegen kann.

Mir machte noch mein letzter Fall zu schaffen. In Deutschland hatte ich ein unheimliches Phänomen erlebt. Es war das Erbe eines UFOs gewesen, ein Knochenkind, das letztendlich nicht zum Zug gekommen war. Für mich war es trotzdem so etwas wie ein Anfang gewesen, denn in den letzten Monaten hatte ich ähnliche Dinge erlebt, und irgendwo wurde ich auch den Eindruck nicht los, daß dieser Welt Großes bevorstand.

Es war, wie schon erwähnt, nicht mein Tag gewesen. Auch Freund Suko hatte meine Laune ertragen müssen, ebenso wie Glenda Perkins, und so waren beide über den Feierabend froh gewesen, der meine Laune allerdings nicht verbesserte.

Bis zu Sheilas Einladung.

Ich fuhr gern zu ihr. Wir würden reden können, und ich würde auch mehr über Bills neuesten Job erfahren, obgleich ich da schon wieder etwas skeptisch war.

Mein Gefühl nämlich sagte mir, daß Bill in Schwierigkeiten steckte. Bei uns ging nie etwas richtig glatt, denn die Feinde schliefen nie.

Er hielt sich auf Haiti auf, bei einer Schamanin. Nichts Ungewöhnliches für Bill, denn mein alter Kumpel ging gern unheimlichen Phänomenen einer anderen Welt nach. Daß er dabei des öfteren in Lebensgefahr geriet, nahm er in Kauf. Seine Frau Sheila litt jedoch sehr darunter.

Um sie etwas aufzuheitern, war ich losgefahren. Zudem stellte ich fest, daß sich meine Laune auf dem Weg zu ihr besserte, zugleich aber eine gewisse Unruhe in mir hochstieg, die ich mir selbst nicht erklären konnte.

Sie war da und ließ sich nicht wegdiskutieren, obwohl es keinen äußeren Grund gab.

Ich hatte die City of London längst verlassen und fuhr bereits durch den Süden. Hier war der Verkehr vorbei. Die Ruhe einer Vorstadt hielt mich umfangen. Kleine Straßen. Häuser, die auf großen Grundstücken standen und sich hinter Mauern versteckten. Das alles kannte ich, aber in der Dunkelheit hatte die Gegend ein besonderes Flair bekommen.

Sie wirkte eingetaucht wie in blaugraue Tinte, denn auch der Himmel über mir war nicht klar. Wolken bildeten eine dichte Decke und ließen den Gestirnen keine Chance.

Ich erreichte das Grundstück der Conollys und rechnete eigentlich damit, daß Sheila das Tor schon für mich geöffnet hatte. Es war nicht der Fall.

Das Licht der Scheinwerfer fiel gegen die Mauer und das Tor. Ich sah auch die beiden Videokameras, die mich beobachteten, stieg aus und schellte. Es tat sich nichts.

Nach dem zweiten Klingeln wuchs meine Unruhe. Sheila hatte mich erwartet.

Sie war doch wohl nicht eingeschlafen. Daran konnte ich nicht glauben. Daß sie jetzt nicht öffnete, mußte einen Grund haben. Bestimmt keinen harmlosen.

Der Entschluß war schnell gefaßt. Ich würde den Wagen vor dem Tor stehenlassen und über die Mauer klettern.

Dazu kam es nicht mehr.

Sheila mußte das Klingeln doch gehört haben, denn das Tor öffnete sich.

Freie Fahrt!

Ich kletterte rasch wieder in den Rover und fuhr an. Den Weg, er sich durch den Vorgarten auf das etwas erhöht stehende Haus schlängelte, kannte ich im Schlaf. Ich hätte ihn auch ohne Licht fahren können.

Wie so oft stellte ich meinen Wagen vor der Garage neben dem Haus ab. So völlig normal oder glücklich war ich nicht, denn es paßte mir nicht, daß Sheila nicht schon in der offenen Tür stand, um mich zu begrüßen.

Die Haustür war noch geschlossen. Das hatte ich bei der Herfahrt gesehen, und es änderte sich auch nicht, als ich meinen Wagen verlassen hatte.

Ich blieb stehen.

Niemand machte mir auf.

Noch einmal wollte ich schellen. Dazu kam es nicht mehr, denn von innen her wurde die Tür sehr heftig aufgerissen. Sheila hielt noch die Klinke fest, die taumelte dabei zurück, schüttelte den Kopf, und ich sah mit einem Blick, daß es ihr nicht gutging. Sie hatte geweint. Die Spuren waren in ihrem Gesicht zu sehen.

Ich betrat das Haus. Sheila ließ die Tür los. Dafür spürte sie meine Hand an ihrer Schulter. Sie schrie leise auf, drehte sich von mir weg und drückte sich mit dem Rücken gegen die Wand.

Ich schloß die Tür. Dabei behielt ich Sheila im Auge, die sehr schwer atmete, aber zugleich auch schluchzte oder weinte. Sie war wirklich außer sich, und die Haut auf ihrem nassen Gesicht zuckte immer wieder.

»Was ist los, Sheila? Was hast du?«
Sie konnte nicht reden.
Ich ging auf sie zu.
Sheila duckte sich. Sie glich einem Tier, das sich in die Enge gedrückt fühlte und auf keinen Fall wollte, daß man es anfaßte.
So etwas hatte ich bei ihr noch nie erlebt, und ich kannte sie schon verdammt lange. Sie glich einer Frau, die schreckliche Angst davor hatte, berührt zu werden.
Ich blieb vor ihr stehen und suchte Blickkontäkt. Ich wollte sehen, was mit ihr los war. Oft kann man aus den Augen eines Menschen herauslesen, was mit ihm los ist. Bei Sheila gelang es mir nicht. Sie hielt den Blick gesenkt und hatte den Kopf zur Seite gedreht und wirkte so schwach, als würde sie jeden Augenblick zusammenbrechen.
»Bitte, Sheila, ich bin es. Ich…«
Sie schüttelte den Kopf.
Ich streckte die Hand aus. Sie sah es, denn sie schielte mich aus ihrer gekrümmten Haltung hervor an. »Nicht anfassen, John! Nicht anfassen! Ich will es nicht…«
Ihre Stimme war kaum wiederzuerkennen. So wie sie redete, hätte auch eine wildfremde Frau zu mir sprechen können. Ich spürte, wie mir allmählich mehr als unwohl zumute wurde.
»Okay, Sheila, okay. Ich tue nichts.«
Zur Demonstration hob ich beide Arme. »Ist das gut so?«
Ihre Schultern zuckten. Mehr tat sie nicht.
Ich wartete einige Sekunden ab. Natürlich rasten meine Gedanken. Vorwürfe machte ich mir nicht, aber ich wollte wissen, was da geschehen war. So wie sich Sheila verhielt, war es einfach unmöglich. Das konnte nicht sein, das war einfach nicht zu erklären. Mit ihr mußte etwas Schreckliches passiert sein.
Aber was?
Auch wenn sie mich nicht frontal anschaute und ich nur ihr Profil sah, konnte ich an ihr keine Wunden, kein Blut und auch keine blauen Flecken erkennen. Sie war körperlich völlig unversehrt. Trotzdem schien sie zu leiden, und das hatte seinen Grund. Grundlos benahm sich niemand so.
Ich versuchte es mit einem Lächeln, auch wenn es mir nicht leichtfiel.
Sheila hatte den Kopf so gedreht, daß sie mich anschauen konnte, aber das Lächeln registrierte sie nicht.
Sie atmete nur. Sie röchelte dabei. Sie stöhnte auch. Ab und zu schluchzte sie.
Daß wir hier nicht ewig stehenbleiben konnten, war mir klar. Ich wollte sie ins Wohnzimmer führen. Dort war es bequemer, da konnten wir reden, aber Sheila wollte nicht, als ich ihr den Vorschlag machte.

Sie zuckte nur aus ihrer gebückten Haltung hoch, stand zitternd da und schaute sich immer wieder hektisch um, als suchte sie jemanden.

»Sheila«, sagte ich leise und gab meiner Stimme einen Klang, der sie keinesfalls beunruhigen sollte. »Ich bitte dich, Sheila. Was immer geschehen ist, das ist jetzt vorbei. Ich bin hier. Du hast mich eingeladen, ich bin gekommen und…«

Ich sprach nicht mehr weiter, denn mit einer ruckartigen Bewegung hatte Sheila Conolly den Kopf gedreht. Jetzt schaute sie mich an, und ich hielt dem Blick stand.

Sekundenlang fühlte ich mich wie auf einer Folterbank. Es mußte etwas passieren. Ich wartete darauf, ich wollte es auch, aber Sheila reagierte anders.

Plötzlich rannte sie weg. Nicht auf die Tür zu, um das Haus fluchtartig zu verlassen. Sie hetzte ins Wohnzimmer. Dabei wäre sie beinahe noch gefallen, blieb aber hinter einem Sessel stehen, stemmte eine Hand auf die Lehne und wies mit der anderen zuckend auf eine leere Stelle des Bodens. »Da, da!« schrie sie. »Da ist es passiert. Dort. Genau da!«

»Was ist passiert?« fragte ich leise. Den Whiskygeruch hatte ich inzwischen wahrgenommen, sah auch die Glassplitter und den dunklen Fleck.

Sheila schwieg.

Ich wiederholte meine Frage. »Was ist passiert, Sheila? Bitte, du mußt reden, sonst kann ich dir nicht helfen.«

Sie stieß den Atem aus, als wollte sie mich anfauchen. Die rechte Hand legte sie wieder auf die Lehne. Dabei schüttelte sie den Kopf. »Es oder er waren hier.«

»Bitte?«

Wild nickte sie mir zu. »Ja, die beiden waren hier. Vielleicht auch nur einer.« Sie senkte den Kopf, um dann etwas zu tun, was mich überraschte und auch schockte. Plötzlich riß sie ihren Pullover hoch und zeigte auf ihre Brust. »Da haben sie mich berührt. Genau da, John. Aber nicht nur da.« Der Pullover fiel wieder nach unten. »Sondern auch hier.« Jetzt fuhr sie mit ihrer rechten Hand am Oberschenkel entlang. Sie war vom Sessel weggetreten, damit ihre Bewegungen gut erkennen konnte. Dann hob sie die Schultern und ließ sich wie eine völlig erschöpfte Frau in den Sessel fallen.

Ich verstand die Welt nicht mehr, aber ich wußte, daß etwas Unheimliches und Unerklärliches geschehen sein mußte, denn was Sheila mir hier gezeigt hatte, das war beinahe unglaublich. So etwas hatte sie noch nie im Leben getan.

Auch ich war bleich geworden. Das wußte ich, auch ohne in den Spiegel geschaut zu haben. »Gleich reden wir, Sheila«, sagte ich. Erst hob ich das Glas auf, stellte es weg und goß mir selbst einen Drink

ein. Sheila wollte auch einen, als ich sie fragte. Ich drückte ihr ein Glas in die Hand, bevor ich mich ihr gegenüber niederließ. Am liebsten hätte ich mich auf ihre Sessellehne gesetzt, um sie zu streicheln und sie zu beruhigen, das aber tat ich nicht, weil ich instinktiv spürte, daß sie es nicht haben konnte.

So nahm ich ihr gegenüber Platz, um sie anzuschauen. Ihre Lippen zuckten. Sie starrte gegen das Glas. Dann hob sie es ruckartig an.

Einige Tropfen schwappten dabei über den Rand.

Sheila trank ungezügelt. Sie kippte sich den Whisky gierig in den Rachen. Dabei ruckte ihr Kopf noch zurück, und sie ließ den Mund offen.

Dann stöhnte sie auf, als sie das leere Glas wegstellte und sich schüttelte.

Ich hatte nur einen kleinen Schluck genommen. Jetzt konzentrierte ich mich auf sie. Meine Neugierde mußte ich zurückhalten, denn Sheila machte auf mich den Eindruck, als wäre sie nicht in der Lage, schon jetzt eine Frage zu beantworten.

Ich ließ ihr Zeit. Sie schaute zu Boden. Sie strich durch ihr Haar. Sie war sehr nervös, und plötzlich platzte es aus ihr heraus. Was sie sagte, haute mich fast um.

»Man hat versucht, mich zu vergewaltigen! Ich bin belästigt worden!«

Man erlebt immer wieder Überraschungen. Davon blieb auch ich nicht verschont. Als sie mir das gesagt hatte, starrte ich sie entsetzt an. Ich konnte und wollte es nicht glauben, und ich war auch nicht in der Lage, ein Wort darüber zu verlieren. Was ich da zu hören bekommen hatte, war nicht nur verrückt, ich konnte es auch nicht nachvollziehen.

Sheila mußte mir angesehen haben, wie mir zumute war! Ihr hartes Lachen kam mir fremd vor. »Du glaubst mir nicht, wie?« fragte sie dann.

»Sag schon, John. Du hältst mich für eine Spinnerin. Für eine, die durchgedreht ist. Los, das ist es doch - oder?«

Ich hob den rechten Arm. »Moment, Sheila, so ist das nun nicht. Ich habe nichts dergleichen gesagt und…«

»Nein, hast du nicht«, flüsterte sie. »Das hast du wirklich nicht, aber ich sehe es dir an.«

»Bitte, das ist…«

»Sag nicht Unsinn!«

»Nein, das habe ich auch nicht gemeint, da kannst du dir schon sicher sein. Aber…«

»Es ist geschehen, John!« keuchte sie. »Ja, verdammt, es ist geschehen. Ob du es glaubst oder nicht. Man hat versucht, mich zu vergewaltigen. Ich habe«, sie deutete auf den Teppich, »hier auf dem

Boden gelegen, verstehst du?«
»Nur schwer.«
»Kann ich mir denken«, antwortete sie lachend, aber es war ein kratziges und böses Lachen. »Das kann ich mir wirklich alles denken, John. Schau dich um. Du siehst keinen außer uns. Aber es ist jemand hier im Haus gewesen, der es versucht hat.«
»Wer?«
»Das weiß ich nicht.« Ihre Stimme klang erstaunt, aber der Ausdruck des Gesichts war es nicht. Er zeigte eine gewisse Verzweiflung, unter der die Frau litt.
Ich schwieg zunächst, weil ich Sheila nicht weiter aufregen wollte. Aber ich dachte auch daran, daß eine Frau wie Sheila Conolly nicht log. Sie bildete sich so etwas nicht ein. Zudem gehörte sie zu den Menschen, die mit beiden Beinen fest auf dem Boden der Tatsachen standen, sie war keine Spinnerin. Ich glaubte ihr.
»Jetzt ist er aber weg - oder?« nahm ich den Gesprächsfaden behutsam wieder auf.
Sheila wartete einen Moment, bevor sie die Schultern anhob.
»Nicht?«
»Ich habe keine Ahnung, John.« Sie wischte sich übers Gesicht und drückte die Handflächen gegen die Wangen. »Ich weiß es wirklich nicht«, flüsterte sie. Ihre Hände sanken wieder nach unten. »Es ist alles so unglaublich. Wenn ich dir das erzähle, hältst du mich für verrückt.«
»Das darfst du nicht sagen.« Ich trank wieder einen Schluck. »Erzähl erst mal.«
»Dann lachst du mich aus.«
»Laß es auf einen Versuch ankommen.«
Sheila überlegte. Aus der Tasche ihrer Hose holte sie ein Tuch und putzte sich die Nase. Danach trocknete sie die Tränen in den Augenwinkeln. Ihre Haltung versteifte sich. Sie schaute an mir vorbei und hatte die Hände zu Fäusten geballt, als sie mit ihrem Bericht begann, dem ich gespannt zuhörte.
Schon sehr bald wußte ich, was Sheila genau durchlitten hatte. Es klang unglaublich. Hätte es ein anderer gehört, er hätte sich nur an den Kopf gefaßt, ich aber hatte in meinem Leben schon genug erlebt, um auch das Unglaubliche oder Unwahrscheinliche nicht als Hirngespinste abzutun.
Am schlimmsten war es ihr hier im Wohnzimmer ergangen. Dort war es beinahe zu der Vergewaltigung gekommen, denn die andere Kraft hatte an Sheila gezerrt und sie an den intimsten Stellen berührt.
»Kannst du dir Vorstellen, wie mir zumute war und auch noch ist, John?« rief sie. »Kannst du das?«
»Es fällt mir schwer, ehrlich gesagt.«
»Ja, das glaube ich dir gern. Mir ergeht es ebenso.« Sie holte Luft.

Dann schüttelte sie den Kopf. »Hier irgendwo im Haus ist etwas gewesen. Etwas, mit dem ich nicht zurechtkomme. Etwas Schreckliches, das einen Menschen manipulieren kann.« Sheila blickte mich bittend an. Sie wollte eine Antwort bekommen, aber ich fühlte mich noch immer hilflos, trotz ihrer Erklärungen, was ihr wiederum nicht gefiel, denn sie sagte laut und deutlich: »Du glaubst mir nicht, John!«

»Davon habe ich kein Wort gesagt.«

»Aber ich sehe es dir an.«

»Wie kommst du darauf?«

»Weiß ich nicht.« Sie schlug gegen ihre Stirn. »Ich bin schon soweit, daß ich gar nichts mehr glaube. Das ist verrückt!«

Auch wenn es nur wie eine Floskel klang, ich sagte sie trotzdem: »Wir gehen beide davon aus, Sheila, daß du die Wahrheit gesagt hast. So etwas kann man sich nicht einbilden. Nicht von einem Augenblick auf den anderen, das glaube ich nicht. Und damals, als du deinen Killer im Kopf gehabt hast, ist es etwas anderes gewesen. Das hat mit dieser Sache hier ja wohl nichts zu tun.«

»Stimmt, John.«

»Dann reden wir weiter. Es war jemand hier, der dich sexuell belästigt hat. Du hast es gespürt. Finger auf der nackten Haut, an deiner Brust, an deinen Schenkeln…«

»Und noch weiter«, sagte sie zitternd.

»Okay, Sheila. Aber du hast niemanden gesehen? Nichts entdecken oder fassen können.«

Sie nickte heftig. »Ja, das ist so gewesen.«

»Hast du dir darüber Gedanken gemacht, was es gewesen sein könnte? Ich weiß selbst, daß es nicht einfach ist, gewisse Dinge zu vergessen und an andere zu denken, aber…«

»John, ich bin kein kleines Kind mehr. Natürlich habe ich mir darüber Gedanken gemacht. Es war für mich schlimm. Einfach grauenhaft. Ich bin damit nicht zurechtgekommen.« Sie hob die Schultern. »Um es kurz zu machen. Ich weiß nicht, was es gewesen ist.«

»So würde ich das nicht sagen. Zumindest etwas Unsichtbares.«

»Ja, das stimmt«, gab sie zu und nickte heftig. »Etwas Unsichtbares, das man aber fühlen konnte.« Sie überlegte. »Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll. Kann man etwas Unsichtbares denn fühlen? Bist du der Meinung, John?«

»Das weißt du besser.«

Sheila verzog den Mund zu einem schiefen Lächeln. »Im Prinzip hast du recht. Ich müßte es besser wissen. Ich müßte mich auch darauf einstellen können, aber es ist so ungeheuerlich gewesen. Ich habe nichts gesehen, nur die Berührungen gespürt, und ich fühle mich

irgendwo beschmutzt, wenn du verstehst.«

»Das denke ich schon.«

»Mari kann es nur nicht fassen.« Sie schüttelte den Kopf. Ihre Stimme klang bei der nächsten Frage lauter. »Wer, John? Wer war hier? Wer hat es denn getan?«

»Ich kann dir leider keine konkrete Antwort geben. Daß wir es mit Unsichtbaren zu tun haben, weißt du. Ich will die Krone der Ninja mal aus dem Spiel lassen. Früher hat es einen gewissen Mark Baxter gegeben, einen CIA-Agenten, der sich für eine gewisse Zeitspanne unsichtbar machen konnte, aber er hätte es nicht auf diese Weise ausgenutzt. Trotzdem frage ich dich. Hast du noch etwas anderes gespürt, Sheila? Daß sich jemand in deiner unmittelbaren Nähe aufhält, neben dir steht. Ein Mensch, der eigentlich sichtbar ist und dann unsichtbar wurde. Ist dir das aufgefallen?«

»Nein, John!« erwiderte sie.

»Tatsächlich nicht? Überlege genau!«

Sie blickte mich beinahe wütend an. »Wenn ich dir das sage. Ich habe die Berührungen nur unter meiner Kleidung und auf der nackten Haut gespürt. Ich weiß auch nicht genau, ob es Finger gewesen sind, sie fühlten sich zumindest so an, und es gab auch niemanden und nichts, was meinen Pullover angehoben hätte. Alles ist mir so fremd gewesen, so anders, unbegreiflich und unheimlich.«

»Ja, das verstehe ich.«

»Und ich weiß keine Erklärung.« Sie schnappte nach dem Gläs, stand auf und goß Whisky nach.

Ich hatte ein paar Sekunden, um nachzudenken. Erst als sich Sheila wieder gesetzt und einen Schluck getrunken hatte, sprach ich sie an.

»Gehen wir mal von dir weg, Sheila, obgleich du die Hauptperson bist, aber ich möchte auf Bill zurückkommen.«

»Wie? Auf ihn?«

»Ja.«

»Aber er ist nicht hier.«

»Das ist mir bekannt. Bill hält sich in der Karibik auf.«

»Er kann nicht…«

»Moment.« Ich hob einen Arm. »Natürlich kann er nicht, aber er hat jemanden besucht.«

»Eine Frau, die Imelda heißt.«

»Schon besser, Sheila. Wer ist diese Imelda? Was weißt du über sie?«

Sheila runzelte die Stirn. »So gut wie nichts. Oder nur sehr wenig. Sie ist eine Schamanin. Das sagte zumindest Bill.«

»Und weiter?«

»Nichts weiter. Ich weiß nicht viel. Er wollte unbedingt hin. Es war schon wie ein Zwang.«

»Er hat zuvor über diese Person nicht mit dir gesprochen?«

»Nur wenig.«
»Wie ist er auf sie gekommen?«
»Durch Artikel in den Zeitungen.«
»Gut, dann gibt es einen Hinweis.«
»Klar. Soll ich dir die Berichte holen? Sie liegen in Bills Arbeitszimmer.«
»Nein, noch nicht. Erzähl mir, was du weißt.«
Sheila hob die Schultern. Mit der Zungenspitze fuhr sie über die Oberlippe.
»Ich weiß eigentlich zuwenig. Nur - daß diese Imelda etwas Besonderes ist.«
»Inwiefern?«
Wieder stand sie hastig auf. »Moment, John.« Dann verließ sie den Raum und ging in Bills Zimmer. Dann war sie wieder zurück und warf mir eine Zeitschrift auf die Knie. Die Seite mit dem Bericht über Imelda war aufgeschlagen. Ich sah sofort ihr Bild.
Man urteilt schnell über Menschen. Ich hatte mir abgewöhnt, sie nach ihrem Äußeren einzuschätzen, aber als ich einen Blick auf diese Imelda geworfen hatte, da durchzuckte es mich wie ein heißer Strom.
Ich will nicht sagen, daß diese Person häßlich war, aber sie hatte etwas an sich, mit dem ich nicht zurechtkam. Das mochte an ihrem Gesicht liegen, das zwar einem Menschen gehörte, aber nicht so aussah. Es wirkte mehr wie eine Maske, so kalt und geschnitzt, und die Haare, die erst jenseits der Stirn begannen, sahen aus, als wären sie dort festgeklebt worden. Ihr fehlte einfach die Natürlichkeit, und das war nicht gut.
Trotz allem war sie ein Mensch, eine Frau, die etwas ausstrahlte, mit dem ich nicht zurechtkam. Eine böse Aura, ein Flimmern, wie immer man es auch bezeichnen mochte. Es war ein farbiges Bild, das ihr Gesicht und den Körper bis zum Brustansatz zeigte, wobei sich die Farbe der Haut nicht veränderte. Sie blieb am Gesicht und am Körper gleich.
»Du kannst den Artikel lesen, John.«
»Das wollte ich gerade tun.«
Ich überflog ihn nur und stellte fest, daß diese Schamanin namens Imelda etwas beherrschte, mit dem ich nichts anfangen konnte. Sie gab sich als eine Person aus, die im Jenseits surfte. Das war schwer vorstellbar, aber dank ihrer besonderen Kräfte war ihr dies möglich. Ich las auch ein indirektes Interview, in dem sie erklärte, daß es für sie keinerlei Grenzen gab. Sie konnte ihren Geist durch virtuelle Jenseitswelten surfen lassen und jeden Punkt auf der Erde erreichen - wie auch jeden Menschen, wie sie zugab. Mehr erfuhr ich nicht. Mich hätte noch interessiert, woher diese übermenschlichen Kräfte stammen, aber der Artikel endete abrupt, ließ Fragen offen.

Ich legte die Zeitung neben dem Sessel auf den Boden. »Und für diese Imelda hat sich Bill also interessiert?«

»Nicht nur das, John. Die Frau hat ihn fasziniert. Bill muße unbedingt nach Haiti und mit ihr sprechen. Wie immer er es auch anpackte, er hat es tatsächlich geschafft, mit ihr Kontakt aufzunehmen. Sie zeigte sich bereit, ihn zu empfangen. So ist es gelaufen, John.«

»Mehr weißt du nicht?«

»Nein. Mit Bill war nicht zu reden. Du kennst ihn doch. Wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat, ist er Feuer und Flamme. Da geht er durch dick und dünn.«

»Ja, das denke ich auch.«

Sheila räusperte sich. »Ich weiß allerdings nicht, was wir jetzt noch unternehmen sollen.« Sie spielte mit ihrem Glas. »Wenn ich recht darüber nachdenke, und ich kenne dich, John, bist du der Ansicht, daß mein Erlebnis etwas mit Bills Besuch bei dieser Schamanin zu tun haben könnte. Oder liege ich da falsch«

»Nein, liegst du nicht.«

Sie hob wieder die Schultern. »Und was ist zu tun?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Denkst du über eine Reise nach Haiti nach?«

Meine Antwort begleitete ich mit einem Lächeln. »Daran habe ich tatsächlich gedacht.«

»Dann wäre ich aber dabei.«

Ich hob beide Arme. »Noch ist es nicht soweit, Sheila. Andere Dinge sind zunächst wichtiger.«

»Welche denn?«

»Ich denke intensiv über dieses rätselhafte Surfen nach, über das geschrieben wurde.«

Sie nickte. »Ja, ein Phänomen. Ein echtes Phänomen, mit dem auch ich meine Schwierigkeiten habe.«

Ich schnickte mit den Fingern, als hätte ich die Idee des Jahres. »Gehen wir davon aus, daß Imelda ihren Geist vom Körper lösen kann, um ihn auf die Reise zu schicken.«

»So stand es geschrieben.«

»Wenn das so ist, Sheila, könnte es dann möglich sein, daß sie ihn zu dir geschickt hat?«

Es war die entscheidende Frage gewesen, und ich wartete gespannt auf die Antwort. Auffordernd blickte ich Sheila an und wollte ihre Meinung wissen.

Sie geriet ins Schwitzen und atmete schneller. »Meinst du wirklich?« hauchte sie.

Ich hob die Schultern.

»Das wäre ja fatal. John, das ist…«

»Nicht unmöglich«, unterbrach ich sie. »Ich brauche mir nur den Artikel anzusehen, in dem steht, daß Grenzen einfach nicht existieren. Wenn es eine logische Erklärung für dieses Phänomen gibt, das du erlebt hast, dann ist es diese.«

Sheila wartete mit der Antwort. Sie schloß ihre Augen zur Hälfte. Dann räusperte sie sich. »Eine logische Erklärung für das Unbegreifliche«, flüsterte sie. »Du meinst also, daß ihr Geist mich sexuell belästigt hat?«

»Es könnte so gewesen sein.«

»Und was ist mit Bill?«

»Keine Ahnung.«

»Könnte er denn davon wissen, John?«

»Das weiß ich beim besten Willen nicht. Aber möglich ist es schon. Wie gesagt, wir stehen noch am Anfang. Bill hat Kontakt zu ihr. Möglicherweise gibt sie ihm auf diese Art und Weise zu verstehen, welche Macht sie über Menschen hat, auch wenn diese am anderen Ende der Welt sind.«

»Himmel, nein!« Für einen Moment schlug Sheila die Hände vor ihr Gesicht und schüttelte den Kopf. »Das wäre noch schrecklicher. Dann würde er ebenso leiden wie ich.«

»Es kann sein.«

»Ja.« Sie lachte auf. »Allmählich muß ich mich mit diesem Phänomen abfinden.« Ihr Gesicht lag wieder frei. Der Blick war ins Leere gerichtet.

»Dann würde er ebenso leiden wie ich und…« Sheila wollte noch etwas sagen, statt dessen drang - aus ihrem Mund ein heller Schrei. Sie sprang hoch, blieb für einen Moment vor dem Sessel stehen, als würden Stromstöße durch ihren Körper zucken, ballte die Hände zu Fäusten und schrie: »Es geht wieder los, verdammt! Es geht wieder los …« Sie schüttelte sich, fiel zurück, der Sessel fing sie auf, und Sheila umschloß mit beiden Händen ihre Brüste…

***

Bisher hatte ich nur von ihr selbst gehört, was Sheila widerfahren war.

Nun erlebte ich den Horror als Zeuge mit, und ich wußte im ersten Moment nicht, was ich tun sollte. Ich war nicht im Sessel sitzengeblieben, sondern ebenfalls aufgesprungen. Aus meiner Perspektive starrte ich nach unten und sah die Frau im Sessel liegen.

Ihren Rücken drückte sie hart gegen die Polster, und sie hatte dabei noch die Beine ausgestreckt. Mit den Hacken stemmte sie sich am Boden ab. Sie trommelte mit den flachen Händen auf beide Lehnen. Die Brüste berührte sie nicht mehr, denn dort wurde sie gerade nicht angefaßt. Dafür bewegte sich ihr Körper zuckend. Einmal fuhr er

hoch, dann wieder nach unten. Noch nicht sehr schnell, was sich in den folgenden Sekunden änderte. Sheila schien Stromstöße erleiden zu müssen, so heftig waren ihre Bewegungen, die sie aus eigener Kraft nicht mehr stoppen konnte. Sie befand sich voll und ganz unter der Kontrolle der anderen Macht, die sie manipulierte und mit ihr tat, was sie sich ausgedacht hatte.

Ich kannte ähnliche Szenen und Bilder aus dem Kino. Der Film Der Exorzist drang mir wieder ins Bewußtsein, aber was sich vor meinen Augen abspielte, das hatte mit Kino nichts zu tun. Das war echt. Verdammte Realität!

Sheila blieb auch nicht stumm. Sie stöhnte und schrie leise auf. Es waren keine Schreie, die auf einen Schmerz hingedeutet hätten, obwohl ihr Gesicht einen so verbissenen Ausdruck zeigte. Ihre Hände rutschten dabei über die Oberschenkel hinweg, bevor sie zwischen die Beine glitten. Der Körper bäumte sich auf, und Sheila schrie immer wieder: »Nein, nein, nein! Ich will nicht!«

Die gesamte Veränderung lief innerhalb von Sekunden ab. Ich hatte noch nicht eingegriffen, denn ich brauchte eine Weile, um mich zu fangen. Auch ich war von einem Schock erwischt worden und suchte jetzt verzweifelt nach einer Möglichkeit, Sheila zu helfen.

Sie röchelte plötzlich. Ihr Kopf bewegte sich nach vorn und wieder zurück.

Mit dem hinteren Teil stieß sie gegen die Sessellehne. Der Mund stand offen. Aus den Winkeln rann der Speichel wie eine blasse Soße und weiter über das Kinn.

Sheila litt unter diesem sexuellen Berührungen. Am schlimmsten war wohl dabei, daß nichts, aber auch gar nichts zu sehen war. Keine Hände, keine anderen Körperteile. Sheila war allein und war es trotzdem nicht.

Ich trat hinter sie. Über die Lehne faßte ich hinweg. Die Hände legte ich auf ihre Schultern, weil ich sie beruhigen und auch in den Sessel drücken wollte.

Sie ließ es nicht zu. Ihre Bewegungen blieben. Eine Hand löste sie von der Innenseite ihres Oberschenkels und fuhr damit unter den Pullover, wo sie die linke Brust umklammerte.

Auch dort mußte sie die Berührung spüren. Meine Wut verstärkte sich.

Ich mußte etwas unternehmen. Sheila sollte nicht länger leiden. Ich mußte sie von diesem Geist befreien.

Das ging mit dem Kreuz!

So hoffte ich, und deshalb zerrte ich die Kette so rasch wie möglich über den Kopf.

Einen Augenblick später schwebte es über ihrem Oberkörper. Es pendelte noch einen Moment, bevor ich es nach unten sinken ließ.

Dann lag es dicht unter ihrer Brust auf dem Leib. Genau da entdeckte ich das Funkeln und glaubte auch, so etwas wie einen Windhauch an meinem Kopf zu spüren. Er war sofort wieder verschwunden und hatte auch Einbildung sein können.

Daß Sheila ruhig vor mir im Sessel lag, war keine Einbildung. Es stimmte, und sie hatte sogar die rechte Hand über das Kreuz gelegt, während die andere allmählich unter dem Pullover hervorglitt.

Ich blieb nicht mehr an meinem Platz stehen und baute mich rechts neben dem Sessel auf.

Sheila war noch nicht in der Lage, etwas zu sagen. Sie lag da, holte tief Atem und hatte sich noch nicht entspannt. Auf mich wirkte sie wie eine Person, die darauf wartete, daß etwas passierte und deshalb noch voller Spannung steckte.

Das war nicht der Fall. Die andere Macht kehrte nicht zurück. Allmählich dämmerte es auch Sheila. Sie verdrehte die Augen, so daß sie mich anschauen konnte. Ihre Lippen zitterten leicht. Sie versuchte zu sprechen. Flüsternd und sehr langsam drangen die Worte aus ihrem Mund. »Ich kann nicht mehr«, sagte sie. »Ich kann nicht mehr…«

»Ist es denn vorbei?« fragte ich.

»Ja.« Aufatmen. Dann wieder »Ja, es ist vorbei. Ich spüre nichts mehr. Keine Berührungen…« Aus eigener Kraft richtete sie sich auf. Normal blieb Sheila im Sessel sitzen. »Auf einmal war alles verschwunden.« Sie schloß für einen Moment die Augen und hob die rechte Hand an. Die Finger umspannten das Kreuz. »Das muß wohl daran gelegen haben«, erklärte sie, als sie die Faust öffnete. »Es hat diese andere Macht vertrieben. Oder siehst du es anders, John?«

»Auf keinen Fall.«

Sheila strich über ihr Gesicht. »Es war schon hart«, erklärte sie mit leiser Stimme. »Sehr hart sogar. Ich bin mit mir selbst kaum zurechtgekommen. Schlimmer als beim erstenmal - und so verdammt echt, wenn du verstehst.«

Ich nickte nur.

»Was soll ich denn jetzt tun, John?«

»Nichts, denn du kannst nichts tun. Allerdings haben wir einen kleinen Erfolg errungen.«

»Ach ja?«

Es klang so skeptisch, daß ich lachen mußte. »Wir haben die andere Kraft vertrieben!«

Sheila konnte sich darüber nicht freuen, denn sie fragte sofort nach. »Für immer?«

Ich war ehrlich zu ihr. »Das wohl nicht. Aber sie weiß jetzt Bescheid. Es gibt etwas, das wir einsetzen können. Es stört dieses Wesen, diesen Astralkörper. Er muß gemerkt haben, daß er nicht alles mit dir anstellen kann.«

»Durch dich, John.«

»Ja.« Ich schaute zu, wie Sheila aufstand. Mit leicht unsicher wirkenden Schritten bewegte sie sich durch den Wohnraum, schaute sich dabei um wie jemand, der nach etwas Bestimmten sucht, es aber nicht findet, denn sie kehrte wieder zu ihrem Platz zurück. Am Sessel blieb sie stehen, eine Hand auf die Lehne gelegt. »Ich brauche dir wohl nicht zu erklären, John, was ich da gespürt habe, aber eines möchte ich dir sagen. Wenn alles so eingetroffen ist, wie du und ich es uns vorgestellt haben, und die Gefahr nicht von hier, sondern aus Haiti kommt, dann denke ich nicht mehr an mich, sondern zunächst an Bill.«

Ich konnte mir vorstellen, was sie dachte, fragte aber trotzdem nach dem Grund.

»Den weißt du nicht?«

»Nenn ihn mir.«

Sheila wischte über ihre Augen. Dort schimmerten wieder die Tränen.

»Diese Imelda oder ihr anderer Körper wird etwas gespürt haben. Ich bin ja urplötzlich von diesem Druck befreit worden. Das geschah in dem Augenblick, als du das Kreuz auf mich gelegt hast.«

»Weiter!« bat ich.

Sie nickte und machte den Eindruck einer Frau, die mehr mit sich selbst redete. »Das Kreuz«, flüsterte sie, »hat mich befreit. Sie muß es jetzt wissen. Es hat mich befreit, John, aber es hat nicht meinen Mann Bill befreien können.« Sie schaute mir jetzt direkt in die Augen. »Oder was meinst du?«

Ich gab ihr eine ehrliche Antwort. »Das befürchte ich leider auch, Sheila…«

***

Ein Schrei!

Wild, durchdringend und schrill. Er riß Bill Conolly aus einem Zustand hervor, den er sich nicht erklären konnte. Er war einfach weggetreten gewesen. Dabei hatten er oder sein Geist etwas erlebt, was von beiden nicht nachvollzogen werden konnte. In einer Welt oder Sphäre, über die Bill auch nicht nachdenken konnte, denn der Schrei hatte ihn von den anderen Erlebnissen befreit. Ein Frauenschrei!

Conolly riß die Augen auf und schaute in die Dunkelheit. Er bewegte sie hektisch, da er zunächst nicht wußte, wo er sich befand, aber dem Schrei lauschte, der sich wiederholte oder gar nicht erst abgebrochen war. So genau konnte der Reporter das nicht sagen.

An seiner rechten Seite erklang der Schrei lauter. Bill drehte den Kopf.

Er sah die Liege und auch die Gestalt, die sich darauf niedergelassen hatte.

Die nackte Imelda schrie. Sie hatte die Arme angewinkelt. Ihre Hände bildeten Fäuste, die sich hektisch auf und ab bewegten, als wollte sie auf eine nicht sichtbare Trommel schlagen. Ihr Mund stand weit offen. Die Zunge zuckte darin wie eine dicke Membrane, und Imelda schrie noch weiter, jetzt allerdings mit Untertönen. Leiser, wimmernder und wütender. Längst nicht mehr so erschreckt.

Ein Schatten flatterte plötzlich der Decke entgegen. Bill wurde davon überrascht. Unwillkürlich zog er den Kopf ein und hob auch schützend die Hände.

Der Schatten kümmerte sich nicht um ihn. Er visierte ein anderes Ziel an, und ließ sich auf einem der im Hintergrund stehenden Totempfähle nieder.

Dort blieb der Rabe hocken und glotzte nicht nur seine Herrin an, sondern auch Bill.

Imelda lag nicht ruhig. Sie wälzte sich herum, sie zuckte, sie röchelte nur noch. Aber noch immer sah ihr Gesicht maskenhaft hölzern aus, und das lange, dunkle Haar wirkte weiterhin wie ein Perücke. Einmal mehr kam sie Bill vor wie ein künstliches Geschöpf.

Sie quälte sich. Ihre Hände strichen über den nackten Leib. Sie kneteten die Brüste. Diese Bewegung zeigte keinen erotischen Touch, wie es hätte sein können, nein, sie wirkte wütend, als hätte sie etwas verloren, das nicht mehr zurückkehrte.

Sehr bald rutschten die Hände an der glatten Haut nach unten. Sie strichen kreisförmig über den Leib, bis sie auf einer bestimmten Stelle liegenblieben und es so aussah, als wäre es dieser Person schlecht geworden.

Imelda blieb auch nicht ruhig. In ihrem Körper schienen unzählige kleine Teufel zu hocken, die sie quälten. Immer wieder zuckte sie mit den Beinen und Händen. Sie wälzte sich auf die Seite der Liege, rutschte dann über die Kante, fiel zu Boden und blieb dort liegen.

Normalerweise hätte sich Bill erhoben, um der Frau zu helfen. In diesem Fall blieb er sitzen. Er konnte einfach nichts tun. Er wollte es auch nicht.

Diese Frau war nicht zu bedauern. Sie lebte ihr eigenes Leben, sie war grauenhaft und nicht normal, einfach furchtbar. Sie sollte mit ihren Problemen allein fertig werden.

Imelda blieb nicht liegen, das sah Bill, als er seinen Kopf reckte. Sie lag ziemlich flach auf dem Boden und kroch über die dunkle Fläche hinweg.

Zuerst ein Stück weg von der Liege, dann bewegte sie sich im Kreis und kroch wieder zurück, um ihr »Bett« erklettern zu können.

Der Reporter schaute zu. Imelda war geschwächt. Sie bewegte sich

langsam. Zuerst krallte sich die Frau mit ihren Händen fest, als wollte sie die Fingernägel wie Messer in die Unterlage hineinstechen. Dann hatte sie den nötigen Halt gefunden, um aufstehen zu können, was sie auch tat.

Ohne den Halt der Liege hatte sie Mühe, auf den Beinen zu bleiben. Geschwächt, schwankend wie das berühmte Rohr im Wind. Aber sie kämpfte verbissen gegen die Schwäche an. Mit weit aufgerissenem Mund holte sie Luft. Da saugte sie alles in sich hinein, und ihre Augen sahen noch schlimmer aus als sonst.

Bill fühlte sich von diesen Augen angestarrt. Zugleich hatte er den Eindruck, überhaupt nicht wahrgenommen zu werden. Sie stierte an ihm vorbei oder durch ihn hindurch. Das hölzerne Gesicht bewegte sich und bekam ein Muster aus Falten, als hätte sie jemand mit einem scharfen Messer eingezeichnet. Der Mund war in die Breite gezogen. Er zeigte ein scharfes Grinsen. So sah der Ausdruck aus wie der eines Clowns.

Nichts Fröhliches strahlte von ihr ab. Imelda senkte ihren Kopf. Sie sorgte dafür, daß sie wieder zu Kräften kam. Einige Male schüttelte sie ihn auch. Verbissen zog sich der Mund in die Breite, dann atmete sie ein, aber es hörte sich an wie ein hohl klingendes Pfeifen, und wenig später straffte sich die Gestalt der Frau.

Sie stand aufrecht - gerade!

Bill konnte sich aus ihrem Verhalten noch keinen Reim machen. Seine Gedanken suchten nach einer Lösung. Allerdings fehlte ihm die Phantasie, um sie zu finden.

Imeldas Gesichtsausdruck entnahm er, daß sie ihm etwas sagen wollte.

Es traf auch zu. Zunächst bewegte sie ihren Kopf ruckartig nach vorn.

Einmal, zweimal, dann saugte sie die Luft ein wie ein Durstiger das Wasser und wies auf Bill.

Der sah ihre zitternde Hand und hörte wenig später die ersten Worte.

»Gestört!« keuchte Imelda. »Jemand hat gestört. Ich spürte es. Ich bin zurückgeschmettert worden…« Sie brach ab, weil es ihr zu schwerfiel, noch weitere Worte zu sagen. Zudem war sie zu schwach, um auf den Beinen zu bleiben. Sie ging in die Knie und blieb dann auf der Liege sitzen. Allerdings so, daß sie Bill Conolly anschauen konnte.

Für den Reporter hatte es keinen Sinn, Fragen zu stellen. Er wußte einfach zuwenig, zudem würde sie ihm sicherlich sagen, wer dieser Störenfried gewesen war.

»Hast du gehört?« fragte sie keuchend und bewegte bei jedem Worte den Kopf. »Hast du es gehört?«

»Das habe ich«, gab Bill flüsternd zurück.

»Ich bin gestört worden«, wiederholte sie.

»Du? Oder dein Geist?«

»Er!«

Bill nickte, obwohl er es nicht wollte. Aber er konnte sich keine Unsicherheit erlauben.

Imelda hob ihren rechten Arm. Die Spitze des ausgestreckten Zeigefingers deutete auf Bills Brust. »Dich trifft auch eine Schuld, Conolly, das habe ich genau gemerkt.«

»Nein, ich…«

»Doch«, sagte sie schweratmend. »Doch, verdammt, dich trifft eine Schuld. Man hat mich gestört.«

»Aber nicht ich!«

Sie glotzte ihn an. Ja, es war ein Glotzen. Diese dunklen kreisrunden und starren Pupillen, eingebettet in ein schmutziges Weiß, konnten nur so schauen. Dann verzog sich ihr Mund. »Ich war auf der Reise. Ich habe alles gesehen. Ich habe die Grenzen überwunden.« Sie mußte pausieren, um wieder Kraft zu finden. Dann hatte sie sich gefangen und sprach weiter. »Aber ich wurde behindert. Von einer Frau…« Ihre Worte sackten ab. Sie mußte erst wieder neue Kraft schöpfen. »Von einer verdammten Frau, dachte ich zunächst…«

Bill kam mit dieser Erklärung nicht zurecht. Er konnte sich auch nicht vorstellen, welche Frau diese Person gestört haben sollte, aber sie fing sich rasch und kam zur Sache. »Ich war bei der Frau. Ich habe sie auf meine Art und Weise besucht.« Plötzlich grinste sie scharf. »Es ging alles gut. Sie war verunsichert. Sie hatte Angst. Sie schrie sogar, als ich mit ihr das machte, was ich wollte. Aber dann war alles anders.«

»Wieso denn?«

»Sie bekam Besuch«, flüsterte Imelda. »Ich konnte ihn sehen. Ein Mann besuchte sie.«

»Und?«

»Alles war anders.«

Zwar hatte Bill einiges erfahren. Für ihn aber standen noch zu viele Rätsel offen. Er wollte sie der Reihe nach gelöst wissen und fragte deshalb: »Wer ist diese Frau gewesen?«

Wieder glotzte ihn Imelda so schrecklich starr an. »Du kennst sie. Du mußt sie kennen. Es war deine Frau…«

***

Beinahe wäre es Bill Conolly so gegangen wie Imelda. Im letzten Augenblick konnte er den Schrei noch zurückhalten. Er spürte nur, wie etwas heiß durch seinen Körper fuhr, sich im Kopf festsetzte und dort zu einem regelrechten Brennen wurde. Als er die Hände zu Fäusten ballte, spürte er den kalten Schweiß.

»Sheila…?«

»Ja, so heißt sie wohl.«

»Du warst bei ihr?« Seine Stimme zitterte, weil er eine Heidenangst wegen Sheila bekommen hatte.

Imelda lächelte kalt. »Ich bin nicht bei ihr gewesen. Ich lag doch auf der Liege.«

»Dann war es…«

»Ja, mein Geist. Ich habe ihn auf die Reise geschickt. Er hat die Grenzen überwunden. Er ist in die Stadt eingedrungen, in der du mit deiner Frau lebst. Ich habe sie besucht. Deine kleine Sheila. Und es hat mir gutgetan«, gab sie mit einem breiten Grinsen zu.

Bill hatte Mühe, auf dem Stuhl sitzen zu bleiben. Er riß sich zusammen, um auch die Frage einigermaßen normal aussprechen zu können. »Was hast du mit ihr getan? Verdammt! Was hast du gemacht? Ich will es wissen! Rede endlich!«

Imelda amüsierte sich über Bills Sorge. Sie zeigte sogar ein breites Lächeln und sah dabei aus, als würde sie im nachhinein alles noch einmal genießen. »Ich habe ihr nichts getan, Bill. Ich habe nur mit ihr gespielt, verstehst du?«

»Nein.«

»Sie war erregt!«

»Bitte?«

Imelda lachte. Aber es war kein richtiges Lachen. Es hörte sich mehr an wie ein Krächzen. Dabei klang es so abgehackt, als wollte sie ihren Raben imitieren.

»Was war sie?« schrie Bill.

»Erregt!« Die Antwort klang wieder normal. »Ich habe dafür gesorgt, wenn du verstehst, mein lieber Freund.«

»Nein, das verstehe ich nicht!«

»Sexuell erregt!«

»Ach ja? Und weiter?«

»Nichts weiter. Ich wollte es so. Sie hat alles gespürt.« Imelda beugte den Kopf vor. »Manchmal ist mein Geist wie ein Mensch. Dann besucht er andere. Er ist unsichtbar, aber er wird von meinen Gedanken geleitet, und er tut genau das, was ich will. Und ich wollte an deine schöne Frau heran, Bill.«

»Du bist eine - eine…«

»Gib es auf. Es hat mir Spaß gemacht, deine Sheila so überrascht zu erleben. Sie wußte nicht, was geschehen war, aber ich habe sie an bestimmten Stellen berührt. Soll ich dir sagen, welche es waren?«

»Laß es sein!« zischte Bill. »Ich will so etwas nicht hören.«

»Prüde?« höhnte sie.

»Das hat damit nichts zu tun. Aber es gibt Grenzen, verdammt noch mal!«

»Wie du willst.«

»Was wolltest du von ihr?«

Imelda schaute Bill erstaunt an, bevor sie laut anfing zu lachen. Als sie gestoppt hatte, höhnte sie: »Ausgerechnet du fragst mich so etwas? Ausgerechnet du?« Das Gesicht verlor einiges von der Starre, sah aber trotzdem nicht so aus, als würde es leben. »Nein, Bill, wie kannst du das nur fragen? Ich will dir die Antwort trotzdem geben.«

»Wie nett!«

»Laß den Sarkasmus. Du bist doch gekommen, um mich zu befragen. Du wolltest über mich schreiben. Ich habe zugestimmt. Es ist zwar schon einiges über mich erschienen, daher hast du bekanntlich deine Informationen, aber das waren nur Anreißer, kaum mehr. Mit dir habe ich etwas Besonderes vorgehabt. Ich weiß nicht, ob mir die anderen geglaubt haben, bei dir aber war es anders. Da spürte ich plötzlich die innere Einstellung, die du zu bestimmten Dingen hast. Du bist eben aufgeschlossener, und ich, wollte dich auf keinen Fall enttäuschen. Ich habe dich in meine besondere Kunst mit einbezogen, denn dieses Interview sollte etwas Besonderes für dich und für mich werden.« Ihre Augen fingen an zu leuchten. Die Pupillen blieben davon ausgeschlossen, nur hinter ihnen wurde das Weiß noch heller. »Ist es nicht phänomenal, wenn ich hier sitze, mit dir rede, und zugleich mich aber woanders aufhalte? Du befragst mich, und ich bin bei deiner Frau.«

Sie lachte schallend. »Ja, so ist es gewesen. Ich war bei deiner Frau. Ich habe sie gestreichelt. Ich habe sie sogar genossen. Ich nahm ihren Duft auf, ich weiß, wie sie riecht, ich weiß, wie sie sich anfühlt; ich war so dicht wie möglich bei ihr. Ich streichelte ihre Brüste, ich sah, wie sie sich auf dem Boden wälzte, als ich…«

»Hör auf!« Bill schoß in die Höhe. Es wirkte theatralisch, doch danach war ihm beileibe nicht zumute. Er starrte Imelda an, als wollte er sie fressen oder sich auf sie stürzen.

Im Hintergrund hörte er die krächzenden Schreie des großen Raben. Abgehackt und böse klingende Laute, die auch Bill Conolly wieder zurück in den normalen Zustand brachten, so daß er tief durchatmete und seinen Platz einnahm.

Imelda schaute ihn nur an. Sie war wieder locker. Den Schock hatte sie überwunden, und mit lockerer Stimme erkundigte sie sich: »Nun, was sagst du?«

»Nichts will ich mehr von Sheila hören.«

»Schade.«

»Es ist einzig und allein eine Sache zwischen uns beiden. Meine Frau hat damit nichts zu tun.«

»Oh!« Das Wort sprach sie erstaunt aus. »Ich glaube schon, daß du dich irrst, Bill.«

»Wieso?«

»Sie hat etwas damit zu tun. Jetzt erst recht, denn ich bin nicht zu

meinem Ziel gekommen. Jemand traf ein, der mich störte.« Plötzlich zeigte ihr Gesicht einen haßerfüllten Ausdruck. »Ja, es ist jemand zu ihr gekommen, der alles kaputt machte.«

»Und wer?«

»Ich weiß es nicht«, sagte sie leise. »Aber er hat mich nicht an sich herankommen lassen. Er wollte sie beschützen, und er hat es leider geschafft. Er hat meinen Astralkörper zurückgetrieben. Das kann ich ihm nicht verzeihen. Ich werde mich auch um ihn kümmern.«

Bill ahnte etwas. Er fragte trotzdem nach, wie der Mann hieß.

»Deine Frau sah ihn als einen guten Freund an, und sie nannte ihn nur John…«

***

Diesmal hatte Bill Mühe, ein Lachen zu unterdrücken. Für die Dauer weniger Sekunden fühlte er sich locker, gelöst und beschwingt.

Natürlich, John Sinclair, wer sonst? Da hatte Sheila genau das Richtige getan. Es war wichtig gewesen, sich gegen die Person zu stemmen, und John hatte entsprechend gehandelt. Wahrscheinlich mit seinem Kreuz.

So mußte Imeldas Geist in die Aura des Kreuzes hineingeraten sein und war so vertrieben worden, daß sie nicht wußte, wie ihr geschah. Das mußte sie irritiert haben.

Bill hatte sich nicht völlig beherrschen können. Imelda war schon etwas aufgefallen, und sie fragte: »Jetzt freust du dich, wie?«

»In etwa schon.«

»Aber es ist noch nicht beendet«, flüsterte sie. »Glaub das nur nicht, Bill.«

»Ich weiß es nicht. Fest steht, daß ich einen Freund namens John Sinclair habe.«

»Er ist gefährlich«, sagte die Frau und schüttelte den Kopf, als wollte sie ihren eigenen Worten nicht trauen, »Er trägt etwas bei sich, mit dem ich nicht zurechtkomme.«

Bill nickte. »Sein Kreuz!«

»Ich spucke darauf!« schrie sie.

»Meinetwegen«, sagte Bill. »Aber es ist eine Tatsache, gegen die auch dein Zweitkörper nicht ankam. Das mußt du akzeptieren.«

Imelda wollte nicht, daß Bill Oberwasser bekam. »Nein, nein!« keuchte sie und schlug auf die Liege. »Ich werde nicht aufgeben. Ich beginne von vorn. Hier ist meine Heimat. Hier habe ich meine Kräfte vereint. Hier ist der Ort, in dem ich regiere. Es gibt nur wenige Menschen, die in der Lage sind, den Zweitkörper entstehen zu lassen, aber ich sage dir, daß ich zu denen gehöre, die am stärksten sind. Verstehst du das? Ich bin verdammt stark und mächtig, und ich werde nicht aufgeben. Ich mache weiter. Es war ein erster Test. Jetzt weiß

ich, daß ich auf dem direkten Weg nichts erreichen kann. Ich werde mir etwas anderes einfallen lassen, und du, Conolly, wirst so lange hier mein Gast sein, das kann ich dir versprechen.«

Die Worte konnten Bill nicht gefallen. Er atmete scharf durch die Nase, eine andere Reaktion zeigte er nicht. Die Lippen hielt er zusammengepreßt, und er dachte daran, daß er keine Waffe trug. Dieses unheimliche Haus im Regenwald war kein Gefängnis. Nur konnte es zu einem werden, denn hier regierte Imelda. Wenn sie nicht wollte, daß er ging, mußte er bleiben.

Alles wies darauf hin, daß sie es so meinte, denn ihr Blick war stechend, als wollte sie den guten Bill damit auf dem Fleck bannen. Sie hob den rechten Arm. Ein kurzes Schnippen mit den Fingern reichte aus. Das Geräusch vernahm nicht nur Bill, sondern auch der auf dem Totempfahl hockende Rabe.

Er breitete die Schwingen aus. Mit trägen Bewegungen flog er von seinem Platz weg und segelte auf die Schamanin zu. Sie hatte den Kopf gedreht, um ihn anschauen zu können. Als der Vogel die Hälfte der Strecke hinter sich gelassen hatte, stand sie auf - jetzt mit normalen Bewegungen - stellte sich neben die Liege und streckte ihm den rechten Arm entgegen. Auf diesem Platz sollte er landen, was er auch tat.

Er fiel langsam nach unten. Seine Krallen bohrten sich in das Fleisch, damit er einen festen Stand hatte. Dabei drehte er den Kopf so, daß der Schnabel auf das hölzerne Gesicht der Schamanin wies.

Bill rechnete mit einem Angriff des Raben, aber er blieb ruhig hocken und glotzte Imelda nur an. Dann hüpfte er plötzlich vor, als Imelda ihre Arme anwinkelte. Er war schnell und erreichte sehr bald den Oberarm der Frau. Nicht unter dem Ansatz der Schulter blieb er sitzen. Nicht mehr starr. Bill erschrak, als der Rabe zuhackte. Er wuchtete seinen langen, leicht gekrümmten Schnabel nach vorn. Dabei hatte er die beiden Hälften geöffnet.

Blitzartig biß er zu!

Selbst Bill zuckte zusammen, obwohl er irgendwie damit gerechnet hatte. Es war auch nicht nur ein einfaches Hacken. Der Rabe hielt den Schnabel offen, und er schnappte sich ein Stück Fleisch, das er zwischen seine beiden Schnabelhälften klemmte, als wollte er Nahrung zu sich nehmen. Sehr fest biß er zu.

Imeldas Gesicht blieb ohne Regung. Aber Bill sah die Wunde, die der Schnabel des Vogels hinterlassen hatte. Blut floß. Es bildete einen dicken, langen Streifen. Der rann am Arm der Schamanin entlang, und ein zweiter Biß sorgte noch für eine Vergrößerung der Wunde, aus der noch mehr Blut quoll.

Wieder blieb das Gesicht der Frau unbewegt. Sie hatte diese beiden Attacken schicksalsergeben hingenommen und rührte sich auch nicht,

als der Rabe wild aufschrie, sich vom Arm der Frau löste und wieder zurück zu seinem Platz flog.

Bill blieb stumm. Auch Imelda ließ sich zu keinem Kommentar hinreißen.

Schließlich fragte sie, da tropfte das Blut bereits zu Boden: »Na, hast du alles gesehen?«

»Das war wohl nicht zu übersehen«, gab der Reporter zurück.

Die Schamanin war zufrieden. Ihr Lächeln deutete darauf hin. »Ich bin durch ihn bestraft worden«, klärte sie den Reporter auf. »Er hat genau gewußt, daß ich eine Niederlage hinnehmen mußte. Er kann es einfach nicht haben, wenn so etwas geschieht. Da ist Corvatsch sehr sensibel. Es war eine Warnung. Größere Niederlagen kann ich mir nicht erlauben, sonst wird er gefährlich.« Sie hob den verletzten Arm an und brachte die Wunde dicht vor ihre Lippen. Dann leckte sie das Blut ab.

Das tat sie mit einer Intensität, die den guten Bill schon erschreckte. Er schaute zu. Es war einfach widerlich, was der da mit ansehen mußte, aber Imelda ließ sich nicht stören. Sie leckte unbeirrt weiter, und es machte ihr sogar großen Spaß. Immer wieder umkreiste die Zunge den Schnitt, dann war sie damit fertig und veränderte die Armhaltung, so daß sie auch den feuchten Streifen ablecken konnte, der an ihrem Arm entlanggelaufen war. Die dabei entstehenden Schnalzlaute ekelten Bill so sehr, daß sich bei ihm eine Gänsehaut bildete. Aber er hielt sich mit einem Kommentar zurück und schaute einzig und allein Imelda an, die sich sehr zufrieden zeigte.

»Es schmeckt gut«, sagte sie, nachdem sie den Arm beinahe abgeleckt hatte. »Du solltest es auch probieren. Das eigene Blut ist immer etwas Besonderes.«

»Darauf kann ich verzichten.«

»Ein Fehler.«

»Kann sein, aber ich möchte es nicht.«

Imelda drehte den Kopf. »Siehst du Corvatsch dort auf dem Pfahl hocken?« fragte sie überflüssigerweise. »Er ist ein Beobachter, und er kriegt alles mit. Er weiß, daß ich eine kleine Niederlage einstecken mußte. Das kann er nicht verkraften. Er will es nicht. Für ihn zählen nur Sieger, andere werden bestraft.«

»Hat er das mit dir getan?«

»Ja, er hat mich bestraft.«

»Für die Niederlage, zu der du nichts konntest?«

»Doch«, flüsterte sie. »Dafür konnte ich etwas. Ich hätte besser achtgeben müssen, das ist es. Aber es wird nicht mehr vorkommen«, ergänzte sie leise.

»Das ist nicht mein Problem«, sagte Bill.

Imelda schaute ihn an, als wollte sie sich ihre Worte zunächst genau

überlegen. »Stimmt«, sagte sie. »Es ist nicht dein Problem. Du hast andere, Bill. Du möchtest mehr über mich wissen. Du willst über mich schreiben. Ich habe mich entschlossen, dir zu vertrauen. Ich werde dich an meinem Geheimnis teilhaben lassen.«

»Wie sieht es aus?«

Beide Hände legte sie unter ihre Brüste. »Möchtest du das erleben, was auch deine Frau genossen hat? Soll ich meinen Zweitkörper zu dir schicken?«

»Nein, danke, darauf kann ich verzichten.«

»Du weißt nicht, was du sagst, Bill. Er ist wirklich etwas Besonderes. Du wirst denken, von einer Frau aus Fleisch und Blut berührt zu werden. Es wird dir guttun, glaub mir.«

»Keine Sorge, ich weiß schon, was mir guttut.«

»Schade«, flüsterte sie. »Du willst also nicht?«

»Nein!«

»Dann muß ich mir etwas anderes einfallen lassen, Bill. Und ich weiß auch schon, was.«

»Irrtum, Imelda. Für mich ist dieses Gespräch beendet. Ich werde dein Haus verlassen. Ich habe genug erfahren, um einen Bericht schreiben zu können und…«

»Nein!« flüsterte die Schamanin in Bills Antwort hinein. »Das geht so nicht. Du wirst dieses Haus verlassen, aber den Zeitpunkt bestimme ich. Auch wenn ich eine Niederlage erlitten habe, es macht mir Spaß, mit dir Zusammensein zu dürfen. Ich werde mich hinlegen, ich werde wieder in Trance fallen und meinen Zweitkörper entstehen lassen, um ihn auf Reisen zu schicken.«

»Mir hat eine gereicht.«

Imelda hatte vorhin normal gesprochen. Nun aber, als sie merkte, daß sie Bill nicht überzeugen konnte, veränderte sich ihre Stimme. »Du wirst bleiben, Conolly. Du kommst hier nicht weg, verstanden?«

»Du müßtest mich schon mit Gewalt daran hindern!«

Sie schwieg einige Sekunden, bevor sie den Kopf schüttelte. »Du tust dir keinen Gefallen, Bill. Außerdem brauche ich dich nicht daran zu hindern, das Haus zu verlassen. Damit gebe ich mich nicht ab. Es gibt andere Möglichkeiten.«

»Welche?«

»Du kannst gehen!«

Der Reporter überlegte. Plötzlich war sein Wunsch, das Haus zu verlassen, nicht mehr so stark. Diese Person änderte nicht grundlos von einer Sekunde zur anderen ihre Meinung. Sie hielt einen Trumpf in der Hinterhand, und Bill dachte darüber nach, was dieser Trumpf sein konnte.

Das Haus?

»Geh!«

Das scharf gesprochene Wort hatte ihn aus seinen Gedanken gerissen.

Bill dachte daran, daß er am Pool vorbei mußte, der von dichten Pflanzen umwachsen war. Auch der große Ventilator im Vorraum fiel ihm ein. Das Wasser in diesem Schwimmbecken hatte dunkel und ölig ausgesehen. Man konnte nicht mal ein paar Zentimeter tief blicken, erst recht nicht den Grund sehen.

Imelda hatte darin gebadet, aber sie war nicht er. Wo also steckte der verborgene Trumpf?

Bill spürte, wie er wieder ins Schwitzen geriet und dabei nervöser wurde.

Es konnte an dem Trank liegen, den er genossen hatte. Da war er plötzlich weg gewesen, und er wußte auch nicht so recht, was sich in der Zwischenzeit ereignet hatte.

»Geh!« Sie wiederholte das Wort. Ein böses, zischendes Flüstern, als wäre es aus einem Rohr gedrungen und nicht aus dem Mund. Einige Male bewegte Imelda noch ihre Hand, um die Forderung zu unterstreichen, aber der Reporter traute sich nicht.

»Willst du nicht?«

»Ich denke noch nach.«

Ihr Lachen erschreckte Bill, so böse klang es. »Du bist ein Feigling, Conolly-«

»Oder vorsichtig.«

»Gut, gut.« Die Stimme der Frau klang wieder normal. »Wie du willst. Ich bin jedoch anderer Meinung, und ich zeige mich kooperativ. Ich werde dich deshalb begleiten.«

Bill war überrascht. Er kriegte kein Wort heraus.

»Ja, du hast richtig gehört. Ich bleibe an deiner Seite. Du kannst dann entscheiden, ob du das Haus verlassen willst.«

»Und wenn ich doch bleiben möchte?« Er ärgerte sich, daß Schweißperlen über sein Gesicht liefen.

»Jetzt nicht mehr!«

Bill steckte in der Klemme. Er hörte das Geschrei des Raben. Es kam ihm vor, als sollte er ausgelacht werden. Seine Anspannung wuchs.

Imelda ließ sich davon nicht beeinflussen. Sie ging um die Liege herum, damit sie in Bills Nähe kam. Sie streckte ihm sogar den Arm entgegen, um ihn wie ein Kind bei der Hand zu nehmen.

Bill ging zurück.

»Warum hast du Angst?« fragte die nackte Frau. »Vor wem fürchtest du dich?«

»Ja, ich bin im Augenblick etwas nervös.«

»Trage ich daran die Schuld?«

»Auch.«

Imelda kam noch näher und lachte dabei. »Du wirst das Haus verlassen und durch den Regenwald zurück zur Straße gehen. Das hast

du doch vorgehabt, nicht wahr?«

»Ja.«

»Also gut. Versuchen wir es.«

Die letzten beiden Worte gefielen dem Reporter überhaupt nicht. Sie hatten so hintergründig geklungen. Bill mußte einfach damit rechnen, in eine Falle zu tappen, denn dieses Haus wurde von Imelda regiert, nicht von ihm.

Sie stand so dicht bei ihm, daß sie sich einhaken konnte. Sie ließ Bill an ihrer rechten Seite gehen. Mit einem leichten Druck sorgte sie dafür, daß auch er den ersten Schritt ging. Der Reporter drehte sich noch um, aber der Rabe hockte wie ein ausgestopfter Vogel unbeweglich auf dem Totempfahl.

Imelda und Bill gingen weiter. Ihm kam nicht der Gedanke, Widerstand zu leisten, da er genau wußte, daß es keinen Sinn hatte. Imelda gab hier den Ton an, außerdem fühlte er sich nicht fit. Seine Bewegungen kamen ihm langsam vor, und er selbst fand sich wieder wie in einer Trance, die noch latent vorhanden war, eine letzte Wirkung der Getränke.

Sie erreichten den Raum mit dem Pool. Ein Teil der Natur innerhalb des Hauses. Die Pflanzenwelt umwuchs das Wasser ungemein dicht. Es gab so gut wie keine Lücken, durch die Bill hätte schauen können. Falls welche da waren, ballte sich dort die Dunkelheit zusammen wie eine schwarze, völlig dichte Masse.

Er sah das Wasser.

Dunkel - blauschwarz. Trotzdem lag auf der Oberfläche ein leichter Schimmer, als hätten sich dort einige Ölaugen verteilt. Conolly wußte nicht, woher sie stammten. Vielleicht von irgendeiner Säure, die von den Pflanzen abgegeben wurden, aber das war Nebensache.

Imelda drückte sich eng an ihn. »Na, es ist nichts passiert, Bill. Du siehst, alles geht gut.«

Er gab keine Antwort. Nichts würde gutgehen. Er traute ihr nicht. Diese Person spielte mit ihm, und er konnte sich gut vorstellen, daß sie etwas sehr Böses im Schilde führte.

Sie gingen weiter.

Schritt für Schritt. Sogar im Gleichschritt. Alles sah aus wie abgesprochen.

Beide erreichten den Rand dieses seltsamen Schwimmbeckens. Bill befand sich näher an ihm als Imelda, da er an der rechten Seite ging. Sie Schamanin schaute an ihm vorbei. »Wasser!« flüsterte sie dabei, »Wasser ist Leben. So sagt man doch, nicht wahr?«

»Das stimmt.«

»Ich denke ebenso«, gab sie zu. »Ich liebe Wasser ebenfalls. Aber für mich ist es zugleich noch etwas anderes. Nicht nur Leben, es kann auch zum Gegenteil werden.«

»Was ist…?«

Imelda ließ ihn nicht ausreden. Blitzschnell rutschte ihr Arm aus Bills Beuge. Und ebenso schnell stieß sie zu.

Der Reporter spürte den Schlag gegen die Seite. Er war so heftig geführt, daß er das Gleichgewicht verlor, nach rechts kippte, einen Schritt ging, aber da war kein Halt mehr.

Bill Conolly trat über den Rand hinweg.

Zuerst ins Leere, und dann in das schwarze Wasser…

***

Er hörte das wilde Lachen der Frau, bevor er ganz einsank, als wäre er von einem Kraken gezogen worden. Die dunkle Brühe schlug über Bill Conolly zusammen. Er sackte noch tiefer und rechnete damit, daß seine Füße im Schlamm des Grunds steckenbleiben würden, aber der verdammte Pool war tiefer, als er angenommen hatte.

Er schluckte den Reporter wie ein finsterer Rachen. Zum Glück hatte Bill noch die Luft anhalten und den Mund schließen können. So drang keine Flüssigkeit in den Mund, und er konnte ruhig bleiben.

Er zwang sich dazu. Er hatte schon des öfteren schlimme Situationen durchlebt und hatte bisher immer Glück gehabt. Etwas klatschte gegen seine Beine. Kein Tier, wohl mehr eine Pflanze, die sich hier angesiedelt hatte.

Bill wollte raus. Automatisch bewegte er die Arme, um nach oben zu schwimmen. Stück für Stück kam er höher. Der Weg war ihm zu lang, und das Wasser erinnerte ihn plötzlich an Öl, als wollte es nicht zulassen, daß er so rasch wie möglich die Oberfläche erreichte.

Auf dem Weg nach oben wurde er ständig von irgendwelchen Dingen berührt oder gestreift. In der Dunkelheit sah er jedoch nichts. Auch wenn er die Augen geöffnet hätte, wäre es ihm nicht möglich gewesen, denn das Wasser war zu schwarz.

Als er den ersten Luftmangel spürte, hatte er es geschafft. Er durchstieß mit dem Kopf die Oberfläche, und keine Wasserpflanze hielt seine Beine umschlungen.

Bill schleuderte seine nassen Haare zurück. Das an seinem Gesicht herabrinnende Wasser hatte ihn kurzzeitig blind gemacht. Und als er dann die Augen aufriß, hing vor ihnen noch ein Wasserschleier.

Das änderte sich rasch, und Bill traf die Überraschung wie ein Peitschenschlag.

Er befand sich nicht allein in diesem ungewöhnlichen Pool, denn nicht weit von ihm entfernt und auch vor ihm sah er Imeldas Gesicht. Sie schwamm auf der Stelle und trat dabei Wasser.

Sie lachte ihn an, aber Bill konnte dieses Lachen nicht zurückgeben und verstand auch nicht ihren Humor, als sie hintergründig lächelnd fragte: »Bist du gestolpert?«

»Das wohl weniger.«

Imelda lachte ihn über die Wasserfläche hinweg an. »Ein Bad tut immer gut«, sagte sie. »Spürst du nicht, wie erfrischend das Wasser ist? Ach nein«, korrigierte sie sich selbst. »Du bist nicht nackt wie ich. Schade, es wäre schön gewesen.«

Bill konnte sich etwas Besseres vorstellen, als mit dieser widerlichen Person etwas anzufangen. Er wollte auch nicht auf sie eingehen, sondern so schnell wie möglich diesen ungewöhnlichen Pool verlassen.

Deshalb versuchte er abzuschätzen, wie weit das Ufer von ihm entfernt war.

Ziemlich weit.

Etwa in der Mitte des Schwimmbeckens waren sie gelandet. Jetzt kamen ihm die am Ufer wachsenden Pflanzen noch dichter vor. Aus seiner Lage wirkten sie auch größer.

Plötzlich bewegte sich zwischen ihm und dem Ufer das Wasser. Einen Grund für die plötzlichen Wellen sah er nicht. Sie schwappten auf ihn zu.

Zunächst waren sie klein, wurden größer und schafften es sogar, über ihn hinwegzurollen.

Bill wußte, daß es zu spät war. Dieses verdammte Schwimmbecken hielt im dunklen Wasser noch ein Geheimnis fest.

Nicht mehr.

Plötzlich schnellte es hoch.

Das Wasser schäumte auf, als wollte es sich in grüngraues Glas verwandeln. Etwas Breites, Dunkles erschien aus der Tiefe. Wasser rann an dem länglichen Gegenstand entlang, und plötzlich klaffte das Gebilde auseinander, und Bill starrte erschreckt in ein offenes Maul mit großen, tödlichen Zähnen.

Es war der Schlund eines Krokodils!

***

Schweigen kann wunderbar sein, aber auch schrecklich. Bei Sheila und mir traf die letzte Möglichkeit zu, denn wir waren beide ratlos und schwiegen uns an.

Ich war in die Küche gegangen und hatte uns etwas zu trinken besorgt, aber Sheila rührte ihren Orangensaft nicht an. Sie hockte wie eine Statue im Sessel, eine Hand gegen die Stirn gelegt, als müßte sie ihren Kopf abstützen.

»Ich weiß nicht mehr, wie es weitergehen soll, John«, unterbrach sie das Schweigen. »Bitte«, sie löste die Hand von der Stirn, »ich möchte dir keine Vorwürfe machen, fast scheint mir, es wäre besser gewesen, du hättest mich von dieser Person nicht befreit. Dann hätte ich mich vielleicht erkundigen können, wo Bill…« Sie winkte ab. »Es hat doch

keinen Sinn, verdammt!«
Sheila war verbittert und verzweifelt. Das konnte ich gut verstehen. Sie war auch nicht mehr in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen. Ich aber mußte mich von meinen Gefühlen befreien, was mir natürlich schwerfiel, denn auch mir ging das Erlebte an die Nerven, obwohl es nicht schlimm für mich persönlich gewesen war, aber ich fühlte mich trotz allem mit Bill Conollys Schicksal eng verbunden und stand ebenfalls dicht davor, mir Vorwürfe zu machen.
Sheilas Blick rührte mich. Sie erwartete von mir keine Lösung, zumindest einen Vorschlag, aber auch ihn zu finden, war schwer.
»Was sollen wir denn machen, John?« Sie hob die Schultern. »Du weißt, daß ich keine Jammertante bin, aber ich fühle mich in dieser Lage einfach überfordert. Ich sehe keinen Ausweg mehr. Wären Dämonen in dieses Haus eingedrungen, hätten wir Gegner gehabt. Wir hätten gewußt, gegen wen wir uns verteidigen sollen, so aber sehe ich mehr als schwarz. Die Feindin lauert, sie hält uns unter Kontrolle, sie weiß mehr als wir, sie ist auf eine besondere Art und Weise stark, und sie hat den Zugang zu mir gefunden.«
Ich nickte Sheila zu. »Genau das ist der Punkt, an dem wir ansetzen sollten.«
»Wieso?«
»Gehen wir mal davon aus, daß du nichts mit dieser Imelda zu tun gehabt hast.«
»Richtig. Nie im Leben!«
»Okay. Und trotzdem war sie hier.«
»Ja, das ist wahr.« Sie runzelte die Stirn. »Was willst du damit sagen, John?«
»Eigentlich nicht viel. Extrem könnte es schon werden, denn da muß es doch eine Brücke gegeben haben, über die Imeldas Zweitkörper gegangen ist, um dich zu erreichen.« Ich legte eine Pause ein, was Sheila nicht gefiel. »Sprich weiter. John.«
»Okay. Es sind nur Gedanken, aber ich möchte sie schon zu Ende bringen. Die Brücke ist natürlich keine normale, das steht fest. Ich denke mir, daß es eine geistige Brücke ist, die aufgebaut wurde, und es gibt einen Beschleuniger.«
»Bill?«
»Das denke ich.«
Sheila hatte den Namen ihres Mannes ausgesprochen wie jemand, der es nicht glauben kann. Jetzt gab sie die Erklärung. »Nein, ich will es nicht. Es würde bedeuten, daß du Bill die Schuld daran gibst, daß uns dieser Geist gefunden hat.«
»Ja, Sheila.«
»Du bist verrückt.«
»Nicht direkt, kann ich mir denken. Bill ist allein. Ihm gegenüber

steht eine sehr mächtige und starke Frau.« Sheila hörte mir gebannt und auch leicht zitternd zu. »Diese Frau verfügt über Kräfte, die wir beide als annormal oder übermenschlich ansehen. Deshalb könnte ich mir vorstellen, daß sie es auch geschafft hat, Bill in ihren Bann zu ziehen und die entsprechenden Informationen aus ihm herauszuholen.«

Sheila öffnete den Mund. Sie sprach noch nicht und mußte erst nachdenken. »Du meinst, er hat, ohne es zu wollen, über seine private Sphäre berichtet.«

»Ich würde es nicht ausschließen.«

»Dann hat sie gewußt, wie ich heiße und wo ich wohne.«

»Und konnte somit ihren Astralleib auf den Weg zu dir schicken, denn Grenzen gibt es für eine derartige Erscheinung nicht.«

Sheila schwieg. »Ja, das wäre eine Möglichkeit.« Sie nickte wieder. »Ich rechne sogar damit. Aber was wollte sie von mir?«

»Das hast du doch erlebt.«

»Sexuelle Belästigung?« Sie verzog den Mund, um ihre Zweifel anzudeuten.

»So hast du es erlebt.«

»Das verstehe ich nicht. Meine Güte, wir haben oft genug mit Dämonen zu tun gehabt. Sexuelle Belästigungen hat es nie gegeben und…«

»Sheila, Moment mal. Diese Imelda ist keine Dämonin. Sie ist eine Frau. Sie ist ein menschliches Wesen und wird ebenfalls Gefühle haben und möglicherweise Frauen zugeneigt sein. Aber ich will darauf nicht herumhacken, sondern das fortführen, was ich mir denke. Möglicherweise waren diese Belästigungen erst der Anfang. Das dicke Ende hätte noch nachkommen können.«

»Was meinst du denn damit?«

»Sorry, da muß ich passen. So weit reicht meine Phantasie eben leider auch nicht.«

Sie gab mir recht. Ich entdeckte es auf ihrem Gesicht. Sheila dachte auch nach. Sie flüsterte vor sich hin. Ich verstand nicht, was sie sagte, aber als sie zu einem Ergebnis gekommen war, da redete sie lauter.

»Wenn Bill ihr sein Privatleben offenbart hat, wie wir beide meinen, dann muß es nicht nur bei meiner Person geblieben sein. Verstehst du, worauf ich hinaus will, John?«

»Ja, aber rede weiter.«

Sheila war während meiner Antwort noch bleicher geworden. »Dann wird er auch von Johnny erzählt haben.«

»Genau. Und wo steckt er jetzt?«

»Er wollte mit Freunden ins Kino gehen.« Sie sprach flüsternd ins Leere.

»In welchen Film?«

»Ein Katastophenfilm.«
»Okay. Wo wird er gespielt?«
»In mehreren Kinos, denke ich.«
»Wer kann wissen, in welches Kino die Jungen gegangen sind?«
Sheila sprang auf. »Moment, John, ich rufe jemanden an. Eine andere Mutter.«
Plötzlich war es mit ihrer Starre vorbei. Schon hektisch bewegte sich Sheila durch den Raum. Die Nummer kannte sie auswendig. Sie preßte den Hörer ans Ohr und flüsterte immer wieder: »Heb doch ab, Carol, heb ab…«
Endlich hatte sie eine Verbindung bekommen. Sheila riß sich zusammen. Mit normaler Stimme erkundigte sie sich bei der anderen Mutter, in welches Kino die Kinder gegangen waren.
Die Frau war informiert. Ich sah, wie Sheila aufatmete. »Und das stimmt wirklich?«
Carol sprach so laut, daß ich sie hören konnte. »Ja, und sie hatten vor, in eine der frühen Vorstellungen zu gehen, weil sie anschließend noch einem Techno-Café einen Besuch abstatten wollten. Wie heißt das?«
Sheila wiederholte den Namen. »Danke, Carol, dann weiß ich Bescheid. Vielen Dank.«
»Ist denn was passiert?«
»Nein, nein, ich wußte nur nicht, wo Johnny steckt. Ich bin soeben erst zurückgekommen. Er hat wohl gestern davon gesprochen, ins Kino zu gehen, aber du weißt ja selbst, wie schnell die Jugendlichen ihre Meinungen ändern.«
»Diesmal nicht.«
»Danke, Carol.«
Da ich wußte, was folgen würde, war ich schon aufgestanden. »Zieh dir was über, Sheila, den Rest kannst du mir im Wagen erzählen.«
»Okay, mach ich.« Sie zögerte noch. Beinahe bittend schaute sie mich an. »Mal ehrlich, John, glaubst du wirklich, daß diese Imelda auch versucht, an Johnny heranzukommen?«
»Rechnen müssen wir mit allem…«

***

Bill hatte das Gefühl, sich im Wasser in eine Stange Eis zu verwandeln.
Der Schreck hatte ihn starr werden lassen. Erst als das Wasser über seinem Kopf zusammenschlug und auch in seinen Mund drang, da bewegte er wieder seine Arme und drückte sich an die Oberfläche. Er schaute genau hin und entdeckte, daß dieses verfluchte Krokodil seine Haltung nicht verändert hatte. Es lauerte noch immer. Nur war das Maul jetzt geschlossen. Ein Teil der langen Schnauze lag auf der

Wasseroberfläche, und Bill starrte direkt in die hochstehenden Augen, die ihm vorkamen wie kalte Kugeln.

Er hörte Imeldas Lachen. Sie freute sich. Beinahe übermütig wie ein Kind planschte sie im Wasser, daß es nur so spritzte. »Möchtest du noch immer aus meinem Haus verschwinden, Bill?«

Er gab keine Antwort.

Das tat Imelda für ihn. Dabei schwamm sie langsam auf das Krokodil zu.

»Du kannst gehen, aber du mußt an meinem Freund hier vorbei. Wenn er nicht will, daß du mein Haus verläßt, hast du nicht den Hauch einer Chance, Bill. Es sieht ganz danach aus, als wollte dich das Krokodil nicht gehen lassen.« Imelda hatte die Echse erreicht. Sie streckte beide Arme aus dem Wasser und legte sie auf den gepanzerten Rücken des Tieres, das sie zugleich als Stütze benutzte.

Die Echse rührte sich nicht. Sie ließ es zu, daß Imelda auf ihren Rücken kletterte. Dort hockte sie und verschränkte die Arme unter ihren Brüsten.

In dieser Haltung wirkte sie wie eine perfekte Dompteuse oder eine Königin der Echsen, die einfach alles beherrschte.

Allmählich spürte Bill schon die Kälte des Wassers, obwohl ihm zuerst warm geworden war. Aber er fragte sich zugleich, ob es nur das kalte Wasser war, das ihn frieren ließ oder ob diese Kälte vielleicht doch von innen her kam.

Imelda beugte sich vor. Sie streichelte mit den Handflächen über die obere Hälfte des Mauls hinweg, und das Krokodil rührte sich nicht. Es wirkte wie ein Wesen, das diese Berührungen einfach nur genoß. Die Schamanin flüsterte sogar mit dem Tier, nur waren keine Worte zu verstehen.

Dann richtete sie sich wieder auf. »Nun, Bill, ich warte noch immer auf deine Antwort.«

»Was soll ich sagen?«

»Die Wahrheit.«

Bill grinste kalt. »Ja, ich werde sie dir sagen. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als bei dir zu bleiben.«

»Du kannst auch gehen.«

»Um von deinem Freund gefressen zu werden?«

»Auch das kann passieren.«

»Ich bleibe!«

»Schön, dann schwimm ans Ufer.«

Sie brauchte Bill auch nicht zu warnen, er wußte schon, was er tat, und er bewegte sich mit langsamen Schwimmstößen auf den Ort zu, der ihm befohlen worden war.

Imelda hielt ihn unter Beobachtung. Bill blieb ruhig. Er schielte nach rechts, als er an dem Krokodil vorbeischwamm. Die Echse rührte sich

nicht. Sie lag so ruhig wie ein alter Baumstamm im Wasser, aber sie würde bei der geringsten Bewegung in Aktion geraten, und auch ein Schlag mit dem Schwanz konnte einen Menschen töten.

Bill dachte auch an Ortiz. Der Mann wartete auf ihn. Wenn die Zeit schon überschritten war, so hoffte Bill, würde Ortiz vielleicht die Polizei alarmieren.

Aber das waren mehr Wunschträume. Bill wußte auch, daß dieser Mann Angst vor Imelda hatte.

Bill erreichte das Ufer und wühlte sich dort durch den dichten Bewuchs.

Als er hochkletterte, schaute er kurz zurück.

Das Krokodil lag im Wasser. Imelda hockte auf dem schuppigen Panzer und bewegte sich nicht.

Als Bill das Trockene erreicht hatte, drehte sich auch das Krokodil. Der Reporter überlegte, ob er jetzt die Flucht wagen sollte, aber er wußte auch, wie schnell diese Tiere waren, und er konnte zudem davon ausgehen, daß Imelda auch noch weitere Fallen aufgebaut hatte.

Wie zur Bestätigung seiner Annahme hörte er die Schwingen rauschen, dann strich der Rabe hautnah über sein Haar hinweg. Bill zog noch den Kopf ein. Der Vogel drehte sich unter der Decke und glotzte kalt auf ihn nieder, während er schrill krächzte, was sich wie ein Lachen anhörte.

Bill Conolly war tropfnaß. Aus seinen Haaren rann das Wasser und hinterließ auf dem Gesicht blasse Streifen. Er wischte die Augen frei und konnte erkennen, wie sich das Krokodil ebenfalls auf das Ufer zubewegte. Es wühlte seinen Körper durch das Buschwerk. Hindernisse gab es für die Echse nicht. Mit etwas plumpen Bewegungen erreichte sie das Ufer. Es war ihr bei dieser Gangart nicht anzusehen, wie schnell sie sich wirklich fortbewegen konnte. Erst als sie völlig auf dem Trockenen stand, rutschte die Schamanin von ihrem Rücken, bückte sich, streichelte ihren Kopf und trocknete sich ab. Sie tat es mit streichelnden Bewegungen, als wäre sie eine Tänzerin, die eine erotische Darbietung vorführen wollte.

»Du bleibst bei deiner Entscheidung, Bill?«

»Das muß ich wohl.«

»Sehr gut. Dann komm mit.«

»Wohin?«

»Wieder zurück an unsere Plätze. Die Befragung ist noch nicht beendet, wie du dir sicherlich denken kannst. Ich gebe dir die Chance, noch länger bei mir bleiben zu können. Dann kannst du alles aufschreiben, was du erlebt hast.«

Vorausgesetzt, ich komme lebend hier heraus, dachte Bill. So sicher war er sich dessen nicht.

Imelda streckte ihm den Arm entgegen. »Gib mir deine Hand, Bill, wir gehören jetzt zusammen.«

Der Reporter verzog nicht mal den Mund, als er der Aufforderung folgte.

Er tat es widerwillig und hatte den Eindruck, mit seinen Fingern einen Fisch zu umklammern, so kalt war sie.

Sie gingen.

Bill mehr geführt und beinahe schon wie in Trance. Im Gegensatz zu der Schamanin. Sie fühlte sich gut und störte sich auch weiterhin nicht an ihrer Nacktheit.

Bill ahnte, daß in der feuchten Luft seine Kleidung nicht trocknen, aber auf der Haut kleben bleiben würde.

Die folgende Prozedur kannte er. Noch brannte das Licht. Es fiel auf die Decke mit dem Streifenmuster. Auch der Rabe flog wieder herbei, und plötzlich mußte Bill wieder an Ortiz denken.

Nein, der konnte ihm nicht mehr helfen. Er war tot. Corvatsch hatte dafür gesorgt. Vorhin hatte er falsch gedacht. Er schimpfte sich innerlich dafür aus, aber es war ein Beweis dafür gewesen, wie sehr sich Wunschtraum und Realität miteinander vermischten.

Imelda hatte sich hingelegt. Bill mußte sich setzen. Er hatte kaum seinen Platz eingenommen, als er das Schaben hörte. Er schaute nach vorn und sah dicht an und über dem Boden einen mächtigen Schatten. Das Krokodil war ihnen gefolgt. Es stoppte an einer bestimmten Stelle und blieb dort als grausamer Wächter.

»Bill«, hörte der Reporter die leise Stimme der Schamanin, »ich möchte, daß du mir jetzt antwortest.«

»Okay«, preßte er hervor.

»Gut. Du willst etwas über mich wissen, aber auch ich bin neugierig und möchte mehr erfahren. Ich habe dir den Trank gegeben. Du hast mir viel erzählt, von deinem Zuhause und von deiner Frau. Ich weiß, daß sie Sheila heißt. Ich habe sie kurz genießen können. Ich weiß auch, wo du wohnst, wie ihr lebt, aber es fehlt noch jemand, zu dem ich bisher keinen Kontakt gefunden habe.«

Nein! schrie eine fremde Stimme in Bill. Nein, nur nicht das! Dasbitte nicht!

Er konnte es nicht ändern. Imelda sprach weiter. »Deine Frau kenne ich, sie kennt mich, nun ist es an der Zeit, deinen Sohn kennenzulernen. Johnny heißt er, nicht wahr…?«

Bill gab keine Antwort. Er saß steif. Zugleich wollte er dieser Frau an die Kehle.

Aber vor ihm hockte die Echse und glotzte ihn kalt an.

»Ja, Johnny«, flüsterte Imelda. »Es wird sicherlich schön für uns beide werden…«

***ENDE des ersten Teils***